

DIE ERSTE ÖSTERREICHISCHE BOULEVARDZEITUNG

AUGUSTIN

2,50€

davon **1,25€**
für den die
Verkäufer_in

Registrierte
Verkäufer_innen
tragen sichtbar einen
Augustin-Ausweis

www.augustin.or.at

NUMMER 417 6. 7. - 2. 8. 2016



**8 Seiten
mehr
2 Wochen
längere
Laufzeit**

Schachspiel bildet Banden

Seite 22

Öffentlicher Raum & private Profite
Neoliberales Surfen

Seite 13

... Poet sein heißt, die Obrigkeit zu hassen
Fest für H. C. Artmann

Seite 28

Poesie und Disziplin

Der Augustin-Journalismus ist ziemlich verrückt. Man blättere vorwärts zum Sportteil. Der rumänischlastige, unterklassige Herrenfußballverein FC Calaromania erregte deshalb die Aufmerksamkeit unseres Mitarbeiters Hannes Gaisberger (Seite 22), weil die neuralgischen Positionen – Vereinsobmann und Trainer – von Frauen besetzt sind. Welche Gelegenheit, angewandten Feminismus auf Feldern, die traditionell von Männern dominiert werden, zu würdigen! Hätte es Kollege Gaisberger nicht bei dieser Frohbotschaft belassen können? Doch der hält nichts von Pädagogik, nicht einmal von antipatriarchalischer Pädagogik, sondern er ist schlicht neugierig, wie man so lebt als Ehegatte der Vereinsobfrau und in der Funktion als Stellvertreter seiner Frau beim FC Calaromania. Und was kriegen wir da zu lesen? Der Vizeobmann ist Veranstalter österreichischer Misswahlen. Das wollten wir vielleicht gar nicht wissen. Schade, die Sportseite wär' so erzieherisch gewesen: ein Schuss Feminismus, ein Schuss Multikulti. Nur «Verrückte» wie unsere Sportberichterstatter wissen nicht, wann sie Schluss machen sollten in ihrem Informationsdrang.

Übet die Schrägheit. Spinnt wie die Finn_innen, die in einer Verordnung zur Durchführung der Weltmeisterschaften im Gummistiefelwerfen festgehalten haben, dass ausschließlich Stiefel der Schuhgröße 43 zu verwenden sind! Lacht wie die Ironiker_innen des walisischen Dorfes Llanfairpwllgwyngyllgogerychwyrdröbwillantysiliogogoch (angeblich ist kein Ortsname auf der Welt länger als dieser), die den Asylbehörden den Vorschlag machten, Flüchtlinge nur willkommen zu heißen, wenn sie den Ortsnamen korrekt aussprechen! Seid crazy auch in traurigen Zeiten! Es ist schwer, aber manchmal versuchen wir in der Zeitung, diesen Imperativen Genüge zu tun. Selbst meine Wenigkeit, dem seriösen Journalismus verpflichtet, tendiert gelegentlich zum Schrägen; in dieser Ausgabe etwa würdigt sie den im positiven Sinn Verrücktesten der österreichischen Nachkriegsavantgarde, H. C. Artmann, der stolz war, nicht wie ein berechenbarer Staatsbürger zu sein. «a gesagt, b gemacht, c gedacht, d geworden.» So charakterisierte er sich, und er erfand die Kriterien des «poetischen Actes», also relativ absurder Handlungen, die vollkommen wertlos und frei von aller Ambition nach Anerkennung oder Kritik zu sein hätten (Seite 28).

Propos poetisch. Uns werden Fakten herangetragen, vor denen die ironische Pose in sich zusammenfällt. Mit der ersten Surf-Anlage im öffentlichen Raum, am Schwarzenbergplatz (Seite 13), macht eine private Vertreibergesellschaft Profite. Ein weiterer «Fortschritt» im Bemühen, die letzten Commons in Wien zur Ware zu machen – das schreit nach politischer und nicht nach poetischer Intervention. Auch die Situation des jungen jenseitigen Messerschleifers Angelo Schmid, der am eigenen Leib erfährt, dass österreichische Polizist_innen immer noch voller Ressentiments gegen die «Fahrenden» sind (Seite 14), verlockt uns nicht zum Augenzwinkern, sondern sie schreit nach Skandalisierung.

Um Revolutionär zu sein, hat Walter Benjamin gemeint, müsse man die Poesie mit der Disziplin stets verbinden. Abgewandelt, könnte es ein brauchbares Motto für den Augustin-Journalismus werden. Die Ohnmächtigen und Entrechteten konnten mit der Zuverlässigkeit des Augustin-Teams rechnen; wir nähern uns der 500. Ausgabe – und noch nie wurde ein Drucktermin nicht eingehalten: Disziplin! Das schaffen wir nur, weil wir zwischendurch auch unserem Wahnsinn freien Lauf lassen: Poesie!

Robert Sommer

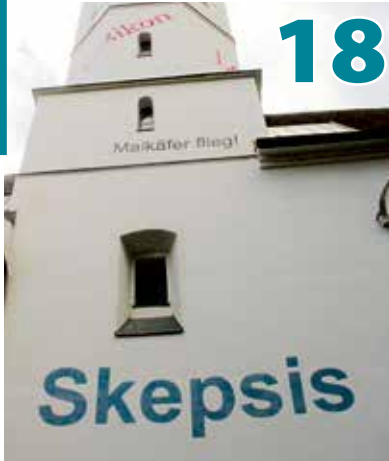
Aus dem INHALT



6 Die Sheriffs vom Praterstern.
Ghausoddin Aurang, Flüchtling aus Afghanistan, erzählte unserer Mitarbeiterin seine Erfahrungen mit der Wiener Polizei



13 Surfen am Schwarzenbergplatz.
Der Ausverkauf der Stadt geht weiter: Das Rathaus erlaubt privates Profitieren im öffentlichen Räumen



18 Wie fromm ist es, zu provozieren?
Ein Besuch in einer Grazer Kirche, in der aktuellen Künstler_innen die Freiheit des Experiments gelassen wird



26 Ägypten als Land der Sehnsucht.
Die Lokalmatadorin des Monats Juli: Faiza Sadek-Stolz von der Bildungsinitiative «Teach for Austria»



32 Hacken heißt, die Angst zu besiegen.
Stefanie Wuschitz, feministische Künstlerin, denkt über die schwache Präsenz der Frauen im Hackerspace nach



37 Schwarz-Weiß. Jetzt reicht's.
Hans Bogenreiters Kurzgeschichte über sexualisierte Gewalt, die – man glaubt es kaum – von Weißen ausgeht

Europa ist mehr

Großbritannien verlässt die EU. Der britische Premier Cameron hat sich bisher gegen die sozialen Teile des Lissabon-Vertrags gewehrt, das Armutsreduzierungsziel der EU torpediert, Finanzregulierungen verhindert, die Kommerzialisierung sozialer Dienste wie Pflege oder Bildung vorangetrieben.

Wird jetzt alles anders? Wohl nicht von selbst. Der bisherige Kurs der europäischen Regierungschefs hatte den Abbau sozialstaatlicher Leistungen und Infrastruktur zur Folge und brachte die Löhne unter Druck. Die verabschiedeten europäischen Rechtsakte zementierten die finanzpolitischen Ungleichgewichte zu Lasten der sozialen Stabilität. Sie stehen damit auch im Widerspruch zum offiziellen EU-Ziel der Armutsbekämpfung, wie es im Zuge der Europa-2020-Strategie von allen Staatschefs formuliert wurde.

Die Hoheit über die Sozialschutzsysteme obliegt den Mitgliedsländern, wiewohl mit dem Lissabon-Vertrag die soziale Dimension der Europäischen Union gestärkt und präzisiert wurde. Mit diesem Vertrag wurde etwa auch die europäische Charta der Grundrechte rechtskräftig. Gerade die letzten Krisenjahre machen deutlich, dass die zunehmende wirtschaftliche Integration nicht mehr ohne eine verstärkte soziale Integration auskommen kann, auch im Hinblick auf die Akzeptanz der EU bei ihren Bürgerinnen und Bürgern.

Die zukünftige Linie der Sozial- und Wirtschaftspolitik muss sich an einem breiteren volkswirtschaftlichen Verständnis orientieren. Indikatoren waren und sind ein mächtiges Steuerungsinstrument

europäischer Politiken. So wie bisher kann das nicht weitergehen. Zur besseren Zielsteuerung braucht es starke soziale Indikatoren (Scoreboards) zu Arbeitslosigkeit, Qualität der Jobs und zur sozialen Entwicklung, aber auch zur Struktur von Steuern (Taxes). Entscheidungen zum Stabilitätspakt sollten einem Stresstest im Hinblick auf die Erreichung sozialer Indikatoren sowie die Einhaltung der Charta der Grundrechte der Europäischen Union unterzogen werden. Werden diese verletzt, müssen die vorgeschlagenen Maßnahmen zurückgenommen oder neu entwickelt werden. Weiters braucht es einen institutionalisierten Dialog mit dem sozialen und gemeinnützigen Sektor, den Betroffeneninitiativen und der Civil Society. Besonders fehlt ein solcher Dialog im europäischen Wirtschafts- und Sozialkomitee. Begonnen wurde bereits, über eine europäische Arbeitslosenversicherung nachzudenken. Soziale europäische Standards müssten dann in Korridoren definiert werden, damit es zu keinen Verschlechterungen innerhalb Europas kommt und die Entwicklung der sozialen Systeme bedarfsgerecht erfolgt. Die zurzeit einzigen direkten sozialpolitischen Instrumente der Europäischen Union – die Strukturfonds – müssen wesentlich stärker für Armutsbekämpfung genutzt und in den Ausbau sozialer Dienste investiert werden. Europa ist mehr.

Lippenbekenntnisse für ein soziales und demokratischeres Europa reichen nicht aus. Ein soziales Europa ist möglich und steht nicht im Widerspruch zu wirtschaftlichem Erfolg. Europa wird sozial sein, oder es wird nicht mehr sein.

Martin Schenk

GUSTL



Teil 2 im nächsten AUGUSTIN

Phettbergs Fisimatenten

Gestern war ich wieder ganz weit draußen in Währing, quasi schob mich Sir eze vorbei neben der Station Gersthof entlang der Hernalser Straße in die Julius-Meinl-Gasse zum Ottakringer Kongressbad, denn dort hatte Oliver Hangl («mein» Robin) seinen Beschwerdechor im Bad auftreten lassen. Sie sangen voller Lebensfreude «An der schönen blauen Donau», und alle inklusive meiner mussten dazu tanzen! Willi Landl sang dazu seine aktuellen Lieder. Landl saß in einem Gummiboot, doch besonders traurig war, dass die Wien nicht mehr durch den Karlsplatz öffentlich rinnen darf. Darüber weinte der Beschwerdechor. Ich bin ja so zufrieden mit der großen Stadt Wien, ich kann mich gar nicht mehr erinnern, dass irgendwann einmal durch den Karlsplatz die Wien geflossen ist. Bis zum Sonnenuntergang war schönes Wetter im Bad, ununterbrochen flogen Amseln durch den Kongresswald, und der ganze Chor sang und schwamm im Bad. Auch beschwerte sich der Chor, warum denn alle Sänger so enge Badehosen tragen müssen. Dagegen möchte aber «ich» mich keinesfalls beschweren.

Der himmlische Reiner Reitinger hat noch und noch versucht, mir schwimmen beizubringen, aber ich begriff und begriff es nicht. So wird es in allen Bereichen sein! Ich begreif und begreif das Leben nicht.

Ich war ja gottseidank nie in Lehrerfunktion! Und da ich ja im 1. Leben, also von 1952 bis 2006, nie über die Pubertät hinaus kam, so wie ich geldmäßig nie über die Stufe 10.000 Schilling hinaus kam, ausgenommen 9 Monate dank Kurt Palm und dank ATV 9 Wochen, da hab ich mehr verdient. Aber sonst grundelte ich immer auf der Ebene 800 Euro herum. Erst als der Schlag war, war auch die LEBENSRETTERIN Frau Stiefsohn-Rothauer da. Und nahm mich in die Sozialhilfekartei auf. Seither bin ich finanziell stabil! Und also stabilisiert. Was ja die absolute Grundlage gegen Schlaganfälle ist. EU und UNO, bedenkt das in der Frage der weltweiten Armut. Kaum erkenne ich selbst ein Fuzzi, werd ich sofort zum altklugen Obergescheiten und «Schulmeister», ich Arsch.



Über den Tod hinaus ...

Betrifft: *Ganz nackt in der Lobau, Nr. 416*

Liebe Redaktion,

dass mich der Text meines verstorbenen Mannes Julius Mende über die Lobauer Malaktion in eurer letzten Ausgabe so unverhofft erreicht, hat mich tief berührt. Danke! Er war ein großer Denker und Aktionist im besten Sinn des Wortes, ein Querdenker. Dass ich nun in der gleichen Ausgabe querdenkend predigen darf, vermittelt mir ein Gefühl der Verbundenheit über den Tod hinaus. Wie überhaupt: Der Augustin ist für mich eine der wichtigsten Zeitungen, die querdenkt und die mir immer wieder neue Anstöße dazu vermittelt. Z. B. Robert Sommers Text «Macht aus allen Schulen Sonderschulen!» wie überhaupt die ganze Schulsonderrnummer, die ich erfrischend gut gefunden habe angesichts der Matura-Querelen und der Bildungsnotstände, die von der politischen Klasse wie ein Mantra beklagt werden. Ein besonderes Lob möchte ich an euren Cartoonisten Tricky Dicky weitergeben, der mit feinsinniger Bildauswahl und Texten immer wieder den Punkt trifft,

Ich bin AUGUSTIN-Liebhaberin, weil ...

... der AUGUSTIN viel mehr ist als nur eine Zeitung. Stimmgewitter, Fußball, Schreibwerkstatt – eine kulturelle und soziale Institution für Menschen, die sonst zu all dem keinen Zugang hätten.

Brigitta Höppler



AUGUSTIN erhält keinerlei Subventionen. Wir bedanken uns bei allen Spender_innen und den 333 Liebhaber_innen, die dieses Projekt unterstützen.

der nicht moralisierend ist, aber ein überraschendes Erkennen ermöglicht.

Alles Gute für eure Arbeit,

Bärbel Mende-Danneberg

Ist der Augustin Müll?

Betrifft: *Kolportage am Donauinsselfest*

Liebes Augustin-Team,

beim diesjährigen Donauinsselfest habe ich beobachtet, dass ein Mitarbeiter der Sicherheitsfirma Wagner einem Verkäufer eurer Straßenzeitung den Verkauf untersagt hat.

Ich stelle mir die Frage, warum, denn als Besucherin habe ich bei diesem Fest mit vielen Menschen zu tun und freue mich, wenn ich mich mit einer guten Zeitung auch mal an das stille Wasser zurückziehen kann und mich nicht laufend im Gewühl der Menschenmenge bewegen muss.

Hat die Stadt Wien als Veranstalterin den Verkauf untersagt oder handelt es sich um eine Eigenmächtigkeit der Firma Wagner oder ihres Mitarbeiters?

Geht es um Mistvermeidung oder um den Ausschluss von bestimmten Personengruppen? Ein Flyerverbot ist für mich ja noch nachvollziehbar, aber wenn ich eine Qualitätszeitung erwerbe, dann nicht mit der Absicht, die Insel zu vermüllen. Das Fest mit seinen jährlichen Besucher_innen-Rekorden sollte auch für Straßenzeitungsverkäufer_innen eine Möglichkeit bieten, das Angenehme mit dem Nützlichen zu verbinden.

Beste Grüße

Renate Moser

Kurzfeedback

Betrifft: *Nr. 415*

- 1) Interessante Schau auf den Neidmechanismus
 - 2) Spannendes Experiment als Fast-Augustinverkäuferin
 - 3) Erschreckend zu lesen, wie der Mechanismus funktioniert, Menschen zu allererst als KonsumentInnen denn als BürgerInnen (beides mündig oder auch nicht) zu betrachten – illustriert im Artikel zu digitalen Gemeingütern
- Schöne Grüße

Werner Grosinger

Chioma

Am Westbahnhof geblieben

Mein Vorname ist dir nicht vertraut? Ich komme aus Nigeria und bin vor rund zehn Jahren in Österreich gelandet, direkt in Wien. Meine Tochter musste ich nachholen, was sehr, sehr aufwendig und mühsam gewesen ist. Sie ist jetzt 18 Jahre alt und besucht ein Gymnasium, wo sie nächstes Jahr zur Matura antreten wird. Daher spricht sie auch sehr gut Deutsch, aber zu Hause unterhalten wir uns auf Englisch. Ich habe zwar Deutschkurse besucht, aber mein Englisch ist einfach besser.

In Nigeria habe ich als Näherin gearbeitet, aber das ist schon lange her. Ich habe in der Zwischenzeit eigentlich schon vergessen, wie das Nähen geht. Den Augustin verkaufe ich nun seit sieben, vielleicht acht Jahren am Westbahnhof. Ich könnte nicht behaupten, dass sich für mich mit der Eröffnung des neuen Hauptbahnhofs Gravierendes am Westbahnhof verändert hätte. Meine Stammkundschaft ist mir geblieben, die ist auch sehr wichtig für mich. Somit habe ich viel Kontakt zu Österreicherinnen und Österreicherinnen und muss nicht unter uns Afrikaner_innen bleiben. Ich kann sagen, rund die Hälfte meiner Freunde und Bekannten sind weiß.

Anfangs sei es schon stressig gewesen, als Mensch mit schwarzer Hautfarbe Straßenzeitungen zu verkaufen. Ich musste mir Sachen wie «Geh doch zurück» oder «Das ist keine Arbeit, was du hier machst» anhören, aber mit der Zeit lernt man auch sehr nette und hilfsbereite Menschen kennen, die z. B. im Augustin-Vertriebsbüro nachgefragt haben, was mit mir los sei, weil ich eine Weile krankheitsbedingt nicht verkaufen konnte. Oder meine Tochter erhält von Stammkund_innen zu Weihnachten sogar Geschenke!

Für mich ist Jesus sehr wichtig, ich gehe sonntags immer in die Kirche. Davon abgesehen nütze ich den Sonntag, um mich auszuruhen, damit ich zu Wochenbeginn wieder fit bin.

Rund die Hälfte meiner Freunde und Bekannten sind weiß



Foto: ANDREAS HENNEFELD

Kontaktanbahnung

Herausgeber und Medieninhaber:
Verein Sand & Zeit.
Herausgabe und Vertrieb der Straßenzeitung Augustin.
Vereinsitz: 1050 Wien, Reinprechtsdorfer Straße 31

Internet:
www.augustin.or.at
Updating: Claudia Poppe

Vertrieb und soziale Arbeit:
Andreas Hennefeld, Sonja Hopfgartner, Monika Strasser
1050 Wien, Reinprechtsdorfer Straße 31
Tel.: (01) 54 55 133
Fax: (01) 54 55 133-33
vertrieb@augustin.or.at

Redaktion:
Karl Berger, Lisa Bolyos (*lib.*, DW: 16), Jenny Legenstein (*JL*, DW: 12), Evi Rohrmoser (DW: 10), Reinhold Schachner (*reich*, DW: 13), Robert Sommer (*R. S.*, DW: 11)
1050 Wien, Reinprechtsdorfer Straße 31
Tel.: (01) 587 87 90
Fax: (01) 587 87 90-30
redaktion@augustin.or.at

Mitarbeiter_innen dieser Ausgabe:
COVER: Bianca Traxler
FOTOS: Claudia Marina Bauer, Anja Benning, Mehmet Emir, Niko Havranek, Mario Lang, Christof Moderbacher, Cristina Yurena, Karl Weidinger
ILLUSTRATIONEN: Karl Berger, Anton Blitzstein, Jella Jost, Veronika Küchler, Much, Richard Schubert, Magdalena Stei-

ner, Dasha Zaichanka
TEXT: Claudia Marina Bauer, Desiree Bernstein, Hans Bogenreiter, Marlene Brüggemann, Bärbel Danneberg, Christine Ehardt, Mehmet Emir, Klaus Federmaier, Jakob Frühmann, Hannes Gaisberger, Gottfried, Herbert J. Hopfgartner, Jella Jost, Kerstin Kellermann, Mark Klenk, Rainer Krippl, Veronika Küchler, Mario Lang, Uwe Mauch, Florin Mittermayr, Jenny Olaya-Peickner, Hermes Phettberg, Erwin Riess, Martin Schenk, Brigitte Schmolmler, Clemens Staudinger, Natasha Towin, Karl Weidinger, Kurto Wendt, Michael Franz Woels, Heli Ylytinen
LEKTORAT: Richard Schubert

Strawzanzer_in:
Verantwortlich: Claudia Poppe,
1050, Reinprechtsdorfer Str. 31
strawzanzerin@augustin.or.at

Radio Augustin:
Verantwortlich: Aurelia Wusch
1050 Wien, Reinprechtsdorfer Straße 31
Tel.: (01) 587 87 90-14
radio@augustin.or.at

TV Augustin:
Verantwortlich: Christina Steinle
1050, Reinprechtsdorfer Str. 31
Tel.: (01) 587 87 90-15
tv@augustin.or.at

Inserate:
Tel.: 0 650 660 30 19
inserate@augustin.or.at

Druck:
Herold Druck- und Verlagsgesellschaft
1032 Wien, Faradaygasse 6

Verlagsort: Wien

Information:
AUGUSTIN: Die nächste Nummer erscheint am 3. August 2016
Auflage dieser Nummer: 35.000

Mitglied des International Network of Street Papers 

Abo-Tel.: (01) 587 87 90
abo@augustin.or.at
www.augustin.or.at/abo

 <http://www.facebook.com/augustin.boulevardzeitung>

Bankverbindungen **BAWAG:** iban AT97 1400 0050 1066 6211, bic: bawaatw
PSK: iban: AT80 6000 0000 9205 1517, bic: OPSKATWW

Polizeiliches Fehlverhalten: Beschwerdesystem funktioniert nicht

Die Praterstern-Sheriffs

Verschwindende Parkbänke, Ausweiskontrollen und starke Polizeipräsenz: Der Praterstern im Zweiten Wiener Gemeindebezirk ist das aktuelle Versuchsfeld für repressive Sicherheits- und Stadtpolitik. Was das für die Nutzer_innen des Pratersterns bedeutet, bleibt meist ungehört. Von Marlene Brüggemann.

«Gerade gehen drei Polizisten an uns vorbei, um eine Gruppe, die im Gras sitzt und Bier trinkt, zu kontrollieren. In letzter Zeit gibt es am Praterstern viele Autos, viel Präsenz und mittlerweile auch einen Überwachungskamerawagen der Polizei», schildert Eva Schörkhuber beim Augustin-Interview am Praterstern. Die 34-Jährige lebt seit sieben Jahren im Stuwerviertel und überquert den Praterstern täglich zu jeder Tag- und Nachtzeit – oft auch alleine. «Ich fürchtete mich noch nie. Mir vermittelt eher die Polizist_innen ein Gefühl von Unsicherheit durch ihre martialische Art, Stärke und Präsenz zu zeigen, durch breitbeiniges Gehen und häufige Ausweiskontrollen», so Schörkhuber. Obwohl sie selbst noch nie kontrolliert wurde und sie von zwei medial kommunizierten, sexuellen Übergriffen weiß, findet sie die Polizeipräsenz am Praterstern nicht angemessen: «Sexuelle Übergriffe muss man ernst nehmen. Für die Polizei sind sie aber willkommene Anlässe, um etwas fortzuführen, das vor den Übergriffen schon begann, nämlich die Verdrängung von Personengruppen, die im Stadtbild nicht willkommen sind.» Schörkhuber würde sich entgegen der aktuellen stadtplanerischen Politik am Praterstern statt weniger mehr Bänke wünschen. «So ein Platz wie der Praterstern ist schön, weil viele verschiedene Menschen unterwegs sind. Ich möchte mich hier eigentlich öfter aufhalten», so Schörkhuber.

Als einer der Hauptknotenpunkte des öffentlichen Verkehrs ist der Praterstern einer der meistfrequentierten Plätze Wiens. Markus Bettesch ist Leiter von sam 2, einer Einrichtung der Suchthilfe Wien gemeinnützige G.m.b.H, und kennt die Situation. An ihren roten Jacken erkennbar, leisten er und neun weitere Mitarbeiter_innen täglich mobile

soziale Arbeit am Praterstern, bei der Venediger Au und der Kaiserwiese. «Am Praterstern verkehren pro Tag zweihunderttausend Menschen. Je diverser die Nutzer_innen sind, desto höher ist das Konfliktpotenzial», so Bettesch. Das Ziel des sam-2-Teams ist es, die soziale Verträglichkeit unter den Gruppen zu steigern, indem es Beschwerden entgegennimmt und zu vermitteln versucht. Vieles ließe sich ohne Polizei lösen, bei Gewalt endet jedoch der Zuständigkeitsbereich von sam 2. «Die Zusammenarbeit mit Revierpolizist_innen ist eng und wichtig. Schwierig ist es mit tageweise eingesetzten Polizist_innen, zum Beispiel im Rahmen von Schwerpunkt-einsätzen. Sie kennen die Klient_innen nicht und können deswegen Situationen schwerer einschätzen. Beziehungsarbeit erleichtert aber auch die Polizeiarbeit», so Bettesch. Eine Herausforderung stellen zurzeit nicht so sehr drogenkranke Klient_innen, die eher wenig am Praterstern sind, dar, sondern geflüchtete Jugendliche und junge Erwachsene. Das größte Problem für die Mitarbeiter_innen sei, dass sie ihnen wenig bieten können. «Wir vermitteln Obdachlosen Schlafsäcke bzw. Notschlafplätze, medizinische Versorgung und Essen. Geflüchtete suchen aber vor allem Ausbildungsplätze, Wohnungen und Arbeit. Solche Bedürfnisse können wir als sam-2-Team nicht erfüllen», erläutert Bettesch.

Aufdeckungsrausch

Mit der Änderung des Suchtmittelgesetzes kam auch die erhöhte Polizeipräsenz und der Überwachungskamerawagen am Praterstern. Beides wird vor allem gegen Marihuana-Dealer_innen auf der Straße eingesetzt. «Aus einer Perspektivenlosigkeit heraus dealten junge Geflüchtete relativ ungeniert und offen mit Gras. Die Polizei hatte dagegen aber

keine wirksamen Maßnahmen, ein Zustand, der sich mit Änderung des Suchtmittelgesetzes veränderte», so Bettesch. Der letzte Suchtmittelbericht des Bundeskriminalamts von 2014 zeigt, dass 74 Prozent der wegen Suchtmittelerhebungen Festgenommenen in Österreich keine österreichischen Staatsbürger_innen sind. Fast die Hälfte der angezeigten Personen ist arbeitslos; 86 Prozent sind Männer. 2014 konfiszierte die Wiener Polizei knapp 570 Kilogramm Marihuana, diese ist damit die meistsichergestellte Droge Wiens. Im Augustin-Interview antwortet der Pressesprecher der Landespolizeidirektion Wien Roman Hahslinger auf die Frage, ob die Polizei, um Suchtmitteldelikte aufzuklären, am Praterstern Racial Profiling (Herausgreifen von Menschen, die «fremd» aussehen) anwenden würde: «Kontrolliert wird jeder. Ob eine Person jetzt weiß, schwarz, gelb, rot, braun ist – das ist wurscht. Die Personenkontrolle richtet sich ja nicht nach der Hautfarbe, sondern danach, wo Straftäter zu finden sind.»

Der 23-jährige Ghausoddin Aurang flüchtete als Jugendlicher von Afghanistan nach Österreich. Seit einigen Jahren wohnt und arbeitet er in der Nähe des Pratersterns. Wie Schörkhuber ist auch Aurang fast täglich am Praterstern, um nach Hause zu gehen oder sich mit Freund_innen beim McDonald's oder Quick Wu zu treffen. «Wenn meine Freunde – viele sind Asylwerber aus Syrien und Afghanistan – am Praterstern auf mich warten, kontrolliert die Polizei oft ihre Ausweise und durchsucht ihre Taschen nach Drogen. Ich selbst musste zwei oder drei Mal meinen Personalausweis herzeigen», so Aurang. Er selbst fühle sich am Praterstern sicher, da ihm bis jetzt weder etwas gestohlen wurde, noch ihn jemand angegriffen habe. Aurang mache vor allem die Anzahl der Polizist_innen vor Ort nervös. «Polizei ist für die Sicherheit da, aber wenn statt



Foto: NicoHAWANEK

zwei oder drei Polizist_innen zwei oder drei Polizeiautos am Praterstern sind, dann bekomme ich Angst. Ich will nicht mehr ins Fluc gehen, wenn davor ständig ein Polizeiauto steht», erzählt Aurang. Er und seine Freund_innen machten bereits schlechte Erfahrungen im Kontakt mit der Polizei. «Viele Polizist_innen sind nett, aber es gibt Polizist_innen, die dich respektlos behandeln. Bei einer Ausweiskontrolle vor zwei Jahren wurde ich von einem Polizisten ständig mit «Du» angesprochen», schildert Aurang.

Claudia Schäfer, Pressesprecherin des Vereins ZARA für Zivilcourage und Antirassismus-Arbeit, kennt solche Fälle gut. Seit der Gründung von ZARA vor sechzehn Jahren würden regelmäßig Fälle gemeldet werden, bei denen Personen den Eindruck haben, nur aufgrund von «nicht-österreichischem» Aussehen kontrolliert zu werden. Die aktuelle Novelle des Suchtmittelgesetzes lässt, laut Schäfer, weiterhin Fragen bezüglich der Auswahl der «Verdächtigen» offen. «Racial Profiling wird nur wenig von der genauen Formulierung des Suchtmittelgesetzes beeinflusst. Vielmehr geht es bei Racial Profiling um die praktische Umsetzung des Gesetzes durch Polizeibeamt_innen. Auf welcher Grundlage die Polizei Menschen auswählt, die sie hinsichtlich möglicher Suchtmitteldelikte kontrolliert, ist nicht gesetzlich festgelegt – auch nicht in der Novelle», erklärt Schäfer. Dass das Machtverhältnis zwischen Polizei und Betroffenen ungleich verteilt ist, zeigt sich anhand der wenigen



Oben: Die Schriftstellerin Eva Schörkhuber. Unten: Markus Bettesch, der Leiter von sam 2

Meldungen ungerechter und rassistischer polizeilicher Amtshandlungen. «Viele haben das Gefühl, dass eine Beschwerde keinen Sinn hat und sie keine Chance haben, Recht zu bekommen. Das nicht optimal funktionierende «Beschwerdesystem» im Zusammenhang mit polizeilichem Fehlverhalten ist die größte Hürde beim Beanstanden von Polizeiverhalten», so Schäfer. Wenn eine unangemessene Amtshandlung beobachtet wird, mache es laut Schäfer selten Sinn, sich in diese einzumischen. «Nur die betroffene Person hat das Recht, die Dienstnummer der Beamt_innen zu verlangen. Im Falle von rassistischen Vorfällen mit der Polizei ist es am sinnvollsten, sich im Nachhinein über das Verhalten zu beschweren. Deshalb sind Zeug_innen von enormer Wichtigkeit, da sie sich der dem

Betroffene_n anbieten und eventuell auf das Beratungs- und Unterstützungsangebot von Organisationen wie ZARA hinweisen können», schließt Schäfer.

Fehlende Beziehungsarbeit zu den Menschen am Praterstern, offensives Auftreten in der Öffentlichkeit, ungerechte Behandlung von geflüchteten Nutzer_innen des Pratersterns und ein Beschwerdesystem, das häufig nicht Betroffene, sondern Polizist_innen stärkt: Der Druck, den die Polizei am Praterstern zunehmend aufbaut, verleitet zur Frage, wen die Polizei eigentlich mit ihrer Forcierung schützen will – und wen nicht. Für die Nutzer_innen des Pratersterns können immer mehr Polizist_innen keine Lösung für soziale Probleme sein, denn wie Bettesch sagt: «So viel Polizei will niemand, dass es keine Konflikte mehr gibt.»



Zur Abwechslung eine grundeinkommensskeptische Stimme

Stairway to Heaven or Highway to Hell?

Die Schweiz hat es in einer Volksabstimmung deutlich abgelehnt: das bedingungslose Grundeinkommen. Dass es in unserem Nachbarland überhaupt so leidenschaftlich diskutiert worden ist, überrascht dennoch, meint Herbert J. Hopfgartner. Er schlägt als Alternative zum Grundeinkommen eine Erhöhung der Mindestlöhne und billige Mieten für Arme vor.

Der Gedanke ist nicht neu: Da seit einigen Jahrhunderten immer mehr Arbeiten von Maschinen übernommen werden und gleichzeitig die Produktivität steigt, sinkt der Anteil der menschlichen Arbeitskraft an der Erzeugung von Waren und im Sektor der Dienstleistungen unweigerlich. Das Schlimme daran: Die weitere Entwicklung (Automatisierung, Digitalisierung) lässt auch keine grundlegende Änderung erwarten, im Gegenteil!

Vollbeschäftigung als gesellschaftspolitischer Idealzustand findet sich in Europa schon lange nicht mehr. Die Sorge wächst, dass eine Massenarbeitslosigkeit nicht nur das Sozialsystem eines Staates belastet, sondern auch den Binnenmarkt schädigt, im Extremfall sogar zusammenbrechen lässt. Eine Grundvoraussetzung darf nicht vergessen werden: Damit das kapitalistische Wirtschaftssystem einigermaßen funktioniert, muss der Konsum ständig wachsen! Triviale Deutungsversuche (die USA haben an allem Schuld) sowie Abschottungstendenzen (alle Grenzen dicht) finden überraschend viele Anhänger_innen. Andererseits ängstigt das Horrorszenario, dass der Staat immer mehr arbeitslosen Menschen Geld für das Konsumieren zahlen müssen wird, um eine gewisse Kontrolle über sie zu behalten.

Auffallend ist, dass der Begriff «Fortschritt» in der ökonomischen und politischen Diskussion immer mit einem «Mehr» einhergeht. Ziel ist es, «mehr» umzusetzen, zu produzieren und zu konsumieren. Immer neu entfaltete und raffinierte inszenierte Bedürfnisse sollen beim Konsumenten den Kaufwunsch nach

neuen Waren auslösen, neue Moden lassen gerade Gekauftes alt aussehen. Zudem scheut sich die internationale Geldpolitik nicht, seit Jahren immer mehr Geld in den Markt zu pumpen, damit ein künstlich provoziertes Konsum die Wirtschaft ankurbelt. Über die stillen Wünsche der Arbeitnehmer im Niedriglohnssektor, Beschäftigungslosen, Mütter und Väter, Kinder, Senior_innen oder Burn-out-Gefährdeten wird indes wenig bis nicht gesprochen. Desgleichen werden Leistungen wie Hausarbeit, Kindererziehung, Pflege von Verwandten und ehrenamtliche Aktivitäten, weil unentlohnt, nicht als (Erwerbs-)Arbeit anerkannt.

Neue Gesellschaftsmodelle und Wirtschaftssysteme werden diskutiert, denn mit der momentanen Situation scheint niemand mehr zufrieden zu sein: Die Kluft zwischen Reich und Arm ist in den letzten Jahren nachweislich größer geworden. Viele Menschen können sich trotz Arbeit immer weniger leisten, wobei gleichzeitig das Vermögen der Wohlhabenden wächst. Schon allein deshalb ist der Ruf nach einem bedingungslosen Grundeinkommen (BGE) zu verstehen, obwohl vielen Menschen klar ist, dass dieses System nicht alle demoskopischen, ökonomischen und sozialen Probleme lösen wird können.

In Österreich ist das Bruttoinlandsprodukt in den letzten 20 Jahren (1995–2015) von 176,2 auf 337,2 Milliarden Euro gewachsen, im selben Zeitraum stiegen aber auch die Sozialausgaben von 50,4 auf ca. 100 Milliarden Euro. Statistisch erhält also jeder Österreicher vom Staat ohnehin schon 12.500 Euro pro Jahr. Als Grundeinkommen? Wohl nur in der Theorie.

Befürworter der Forderung nach einem BGE meinen, dass Menschen im Grunde und freiwillig gerne etwas leisten, sich selbst verwirklichen und sehr wohl von sich aus arbeiten wollen. Sie würden mit einem Grundeinkommen möglicherweise etwas weniger arbeiten, vielleicht auch einer Berufung nachgehen – aber möglicherweise nicht mehr so fremdbestimmt in einem beruflichen Hamsterrad rotieren –, ein Zustand,

der viele Menschen seelisch und körperlich überfordert. Wobei: Skeptiker_innen sind überzeugt, dass Menschen ohne finanzielle Reize bzw. einem leichten Druck («Ohne Geld keine Musik») nicht über einen längeren Zeitraum arbeiten würden. Es scheint, dass Befürworter_innen und Gegner_innen des BGE prinzipiell von einem völlig anderen Menschenbild ausgehen!

Ein einzelnes Land kann Grundeinkommen nicht realisieren

Ob nun das bedingungslose Grundeinkommen unseren Wohlstand bewahrt, der ja auch auf einer Spezialisierung und freien Arbeitsteilung beruht, ist mangels Beweisen ungewiss. Die einfache Regel des Marktes, dass das produziert werden muss, was gewünscht wird, kann von keinem liberalen Wirtschaftssystem umgangen werden. Ein einzelnes Land kann somit sein ökonomisches Programm nicht «einfach so» auf den Kopf stellen.

Eine zweite Notwendigkeit ist bis dato auch noch ungeklärt: Wer würde in der Folge um wenig Lohn ungesunde, unattraktive und anstrengende Arbeiten verrichten? Wenn die Umsetzung des Konzeptes nur für Inländer_innen gelten würde, würden zwangsläufig arbeitssuchende Migranten die schlecht bezahlten Billigjobs übernehmen. Ein entsetzliches Bild! Wären alle Einwohner_innen eines Landes gleichgestellt (immerhin ein Verfassungsgrundsatz!), müsste man die Entlohnung dieser Arbeiten deutlich anheben, was wiederum das Grundeinkommen bald entwerten würde. Hinzu kommt, dass genau in diesem Fall eine mittlere Völkerwanderung in jenes Land einsetzen würde, das dieses Konzept startet. Ein politischer Selbstmord der Regierenden wäre die erste Folge.

Menschen sind nicht entweder faul oder fleißig

Die eigentliche Frage, nämlich, wie sich die Menschen verhalten würden, ob sie sich größtenteils in Muße zurückziehen und nur noch sporadisch am Arbeitsmarkt



ILLUSTRATION: KARL BERGER

teilhaben würden, oder ob sie regelmäßig bzw. dauerhaft im Arbeitsprozess bleiben und sich dafür relativ schnell eine Existenz aufbauen wollen, kann möglicherweise gar nicht beantwortet werden. Menschen sind nicht entweder faul oder fleißig. Die entsprechende Verteilungskurve würde höchstwahrscheinlich eine «normale Form» annehmen, das heißt, dass es wenig extrem aktive und passive, dafür aber eine Menge an durchschnittlich ehrgeizigen Menschen geben würde. Die Folge wäre für die Demokratie bedenklich: Die eifrigen und arbeitsamen Menschen würden über «ihren» Markt entscheiden wollen, den «Faulenzern» würde man dieses Recht wohl absprechen.

Bei der Finanzierung des bedingungslosen Grundeinkommens wird über eine kräftige Anhebung der Mehrwertsteuer, immerhin eine Massensteuer, und über ein anderes, wohl auch höheres Lohnsteuermodell diskutiert. Zudem werden Abgaben auf die Wertschöpfung wie auch Maschinen- und Kapitalertragssteuern genannt.

Wenn man die Kluft zwischen Arm und Reich tatsächlich und rasch verringern möchte, wäre es wahrscheinlich eine klügere Idee, die Mindestlöhne für die einkommensschwachen Bevölkerungsschichten zu erhöhen. Ebenso müssten sich die Rahmenbedingungen für das urbane Leben (hohe Mieten, teure Infrastruktur) ändern. Dass in vielen Städten ziemlich wohlhabende Menschen in geförderten Wohnungen leben und umgekehrt viele arme Menschen keinen Zugang zu Sozialwohnungen haben, ist im Grunde unfassbar.

Arbeiten zu können hat bei vielen Menschen einen hohen Stellenwert. Sie finden darin Sinn, Freude am Tun und Wertschätzung durch andere Menschen. Vermutlich wird Arbeit nicht weniger werden, sie wird sich nur wandeln. Wichtig erscheint, dass sich Arbeit für den Einzelnen weiterhin lohnt – als wertvolle Tätigkeit für sich selbst, für die Gesellschaft und natürlich auch in finanzieller bzw. existenzieller Hinsicht, egal wie nun das System genau heißt.



Träger_innen des F13 T-Shirts helfen, eine Idee auszutragen: Jeder «Unglückstag» wird zu einem **Feiertag für alle** verwandelt, die sonst wenig zu feiern haben, zu einen Aktionstag für die Rechte aller Diskriminierten und «Untauglichen».

Nächster F13:
13. Jänner 2017

Männer-T-Shirts

Größen: S, M, L, XL, XXL
Farben: Schwarz, Rot, Blau,
Grün und Dunkelgrau

Frauen-T-Shirts

Größen: S, M, L, XL
Farben: Schwarz, Rot, Blau,
Grün und Dunkelgrau

**Spende: 13 Euro plus
4 Euro Verandspesen**



Herbert J. Hopfgartner ist Professor an der Pädagogischen Hochschule Salzburg

Zwiebelschneiden verbindet – zur Integrationsarbeit des Vereins KAMA

Beim Essen kommen die Leut' zusammen

«Die Suche nach Wahrheit kann nicht im Vorlesungssaal, sondern auf einzigartige Weise um einen Esstisch herum oder über einem Glas Wein betrieben werden» In Anlehnung an dieses Diktum des Denkers Ivan Illich betreibt der Verein KAMA ein einzigartiges wie simples Konzept. Entgegen ersten Vermutungen, es handle sich um Buddhistisches, steht die Abkürzung für das Programm: Kurse von Asylsuchenden, Migrant_innen und Asylberechtigten. Von Jakob Frühmann.

Das Ankommen in Österreich wird vielen Menschen nicht leicht gemacht. Nach dem Willkommenskultur-Intermezzo letztes Jahr im langen Sommer der Migration folgte der raue Alltag: Hast du in der Reisepasslotterie Pech gehabt, musst du eine Reihe von Schikanen und Aufnahmeprüfungen durchlaufen. Dann darfst du unter Umständen dein Leben in einem Land fristen, in das du vielleicht gar nicht hinwolltest, weil deine Familie woanders auf dich wartet. Auch sie hat erfahren, was Bewegungsfreiheit in der Europäischen Union tatsächlich heißt. Als Konsequenz wurde und wird an unterschiedlichsten Orten nachgedacht, wie mit Migrant_innen «umzugehen» sei und wie sie »am besten integriert werden können«. Neben der immer restriktiveren Asylgesetzgebung war etwa die vom Innenministerium in Auftrag gegebene Wertefibel Teil der offiziellen Antwort auf diese Frage. An dem Positionspapier mangelte es nicht an Kritik. Dass das gemeinsame Schneiden von Zwiebeln oder Trommeln ebenso ein Teil der Antwort sein könnte, wird naturgemäß in technokratischen Konzepten nicht berücksichtigt. Anders beim Verein KAMA, für den Begegnung ein wesentliches Merkmal von solidarischer Gesellschaft darstellt.

Während also anderswo darüber debattiert wird, welche Kurse für unsere Newcomer aus dem Boden gestampft werden sollen, werden sie hier als eigenständige Akteur_innen wahrgenommen – so wie zwei Kursteilnehmer_innen bekräftigen: «Es ist ungemein wichtig, etwas herzeigen zu können, Leidenschaften zu teilen.»



Sprachkurse (hier für Russisch), Kochkurse, Tanzkurse: So wird das Ankommen leicht gemacht

Mohadese lebt seit einem guten Jahr in Österreich. Im Iran hat sie Architektur studiert, doch hielt sie an ihrem Traum, Musikerin zu werden, fest und verfolgt nun dieses Ziel in Österreich. Sie habe sich bereits um zahlreiche Anstellungen beworben – «überall» –, dennoch dürfe sie aufgrund ihrer Aufenthaltsgenehmigung nur zehn Stunden einer geregelten Beschäftigung nachgehen. Durch die freien Spenden, die sie von Teilnehmer_innen an ihren Kursen – persische Küche und Farsi – erhält, erleichtert sich ihre finanziell angespannte Situation. Doch stellt diese finanzielle Unterstützung für sie genauso wie für die anderen Kursteilnehmer_innen nicht den primären Anreiz dar. «Als Immigrantin sah ich mich mit vielen Fragen und Stress konfrontiert. Doch als ich KAMA gefunden habe, habe ich Freundinnen, eine Familie gefunden.»

KAMA breitet sich im Land aus

Vielmehr geht es also darum, einer sinnvollen Tätigkeit nachzugehen, Kontakte zu knüpfen und sich einer der größten Herausforderungen in der Fremde zu stellen: sich ein Stück weit zu Hause zu fühlen. Dass dieses Bedürfnis nur erfüllt werden kann, wenn es ungezwungene Begegnungen mit anderen Menschen

und Möglichkeiten zur Selbstentfaltung gibt, wird oft vernachlässigt. Vielmehr ist der allgegenwärtige Integrationsdiskurs von Appellen der Pflichterfüllung und des Bittstellens dominiert. Ideen wie Selbstständigkeit oder Anerkennung scheinen irrelevant zu sein. In ihrer Streitschrift «Ist Integration nötig?» schreibt die Pädagogin und Politikwissenschaftlerin María do Mar Castro Varlea: «Das subjektive Gefühl der Zugehörigkeit, welches sich Migrant_innen immer wieder hart erkämpfen müssen, wird konstant durch Integrationspolitiken irritiert, die ihnen ihre Integrationsdefizite und -versagen vorspiegeln.»

David, der aus Gambia nach Österreich gekommen ist und acht Jahre um seine Aufenthaltsgenehmigung ringen musste, bringt auf den Punkt, was er in den Kursen gelernt hat und sonst so schwer findet: «Selbstvertrauen und Selbstbewusstsein». Die prekären Lebens- und Arbeitsverhältnisse von vielen Migrant_innen in Österreich haben 2006 die Gründung des Vereins in Wien angestoßen, mittlerweile gibt es Zweigvereine in Graz, Linz und Salzburg. KAMA versteht sich dabei als Plattform, welche die Möglichkeit bieten will, dass Migrant_innen ihre Talente und Fähigkeiten weitergeben können. Dabei gibt es



FOTOS: CRISTINA YURENA

eine breite Palette: Koch-, Sprach-, Tanz-, Musik- oder Handwerkskurse. Eigentlich wie eine selbstorganisierte Volkshochschule. Die Kurse finden an unterschiedlichen Orten statt, zurzeit vor allem in der Anker-Brot-Fabrik, im Amerlinghaus, im WUK, im Wiener Deewan oder auch in privaten Räumlichkeiten. Der Verein stellt dabei die Infrastruktur und einen Internetauftritt zu Verfügung. Freiwillige Kursbegleiter_innen unterstützen die Kursleiter_innen bei der Organisation und Durchführung der Kurse.

Eine Kraft, die man nicht kaufen kann

Ziel ist es natürlich, Rahmenbedingungen zu schaffen, in denen Migrant_innen ihre Kurse möglichst selbstbestimmt gestalten. So etwa Parisima, die eigentlich im Hotelmanagement arbeitete und nun seit einem guten Jahr in Österreich lebt. Gemeinsam mit Mohadese organisiert sie persische Kochabende. Statt Lamm wird Soja verwendet. Während der Gespräche beim Essen erfahre ich, dass das zwar mit den Wünschen der Kursteilnehmer_innen zu tun hat, aber dass es auch im Iran einen Trend zum Vegetarismus gibt: «Auch zu Hause ist das weniger religiös begründet, sondern eher eine Art Lifestyle.» Die

familiäre Atmosphäre und das Gefühl, angenommen zu sein, nennt sie als Hauptgründe für ihr Engagement bei KAMA. Dabei kochte sie im Iran kaum: «Vor meinem ersten Auftritt war ich aufgeregt und schrieb eine SMS an eine Schwester, dass ich gleich einen Kochkurs halten werde. Diese war mehr als überrascht.»

Erwin, ein langjähriger Kursbegleiter, sagt, dass es manchmal zu Verwechslung mit einem Cateringservice käme. Doch darum gehe es dezidiert nicht. Abgesehen von den rechtlichen Einschränkungen geht es bei den Kochkursen um ein Miteinander, ein Teilen. Nirgends stimmt vermutlich der Spruch «Bam Essen kumman'd Leit zam» so sehr wie bei KAMA. Oder wie es David formuliert: «Gemeinsam zu kochen und zu essen ist wie eine natürliche Kraft, die man nicht kaufen kann.» Und wohl auch nicht durch juristische Integrationsvereinbarungen verordnet werden kann. Zentral ist auch, dass der Aufenthaltsstatus für das Anbieten von Kursen nicht von Belang ist. Selbst ein positiver Asylbescheid oder ein Studierendenvisum löst die Diskriminierung und Ausbeutung in prekären Arbeitsverhältnissen oder die oftmals fehlenden sozialen Kontakte nicht. Zwar finden mit den Kursleiter_innen

Vom gemeinsamen Kochen geht etwas aus, für das man kaum Worte hat

Einführungsgespräche statt, doch geht es dabei um ein gemeinsames Klären von Erwartungen – und nicht um ein Ausweisen, wie das der migrantische Alltag ansonsten fordert.

Neben dem Ziel der Selbstermächtigung der Kursleiter_innen wird auch ein Bildungsanliegen verfolgt: «Durch den direkten Austausch lernen die Teilnehmer_innen differenzierte und heterogene Lebensrealitäten von Menschen mit Migrationserfahrungen kennen, die mit den dominanten homogenisierenden und stereotypisierenden Bildern brechen.» Ob das tatsächlich gelingt? Teil, teils, würde wohl eine adäquate Antwort lauten. So wäre es etwa wünschenswert, mehr Menschen, die bisher kaum persönliche Begegnungen mit Migrant_innen hatten und in ihrer Meinungsbildung primär auf die Bilder der Boulevardpresse angewiesen sind, zu erreichen. Doch abgesehen von diesen Herausforderungen scheint ein Ziel erreicht: Menschen, die nach Österreich kommen, wertzuschätzen, fernab einer Defizit- und Pflichtenorientierung. Für David stellen die Kurse einen Raum dar, in dem er neue Kraft schöpfen kann: «Der Stress ist weg. Dafür gibt es Hoffnung, nicht aufzugeben. Und einen Grund, weiterzukämpfen.»



KAMA Wien
1100, Absberggasse 27
wien@kama.or.at
www.facebook.com/
KAMA.KURSE

«Es gibt Kräfte im Staat, die tun die Republik ausspionieren»

Öllinger und das Netz der Nazis

Normalerweise bringt der Augustin keine Politiker-Interviews. Ein Dogma, das auch unserer Mitarbeiterin Kerstin Kellermann nicht unbekannt war. Sie plädierte aber in diesem Fall für eine Ausnahme. Der grüne Nationalratsabgeordnete Karl Öllinger geriet wegen seiner Homepage «Stoppt die Rechten» aus der Sicht der FPÖ in die Rolle eines staatsfeindlichen Spions.

Stimmt es, dass Ihre Homepage «Stoppt die Rechten» ursprünglich aus Ihrer Tätigkeit als Sozialsprecher entstanden ist?

Als Sozialsprecher versuchte ich immer wieder die Inhalte, die als soziales Profil der FPÖ gehandelt werden, zu demaskieren. Ich beschäftigte mich mit den Positionen der sogenannten Sozialen Heimatpartei, weil wir in unserer Arbeit im Sozialausschuss und Gesundheitsausschuss des Parlaments unmittelbar mit den Anträgen der FPÖ konfrontiert waren. FPÖ-Politiker Kickl forcierte Themen, wie eine «nationale Sozialpolitik». Was bedeutet: Wir machen nur Sozialpolitik «für unsere Leut». Der Versuch, so etwas wie ein nationales soziales Programm zu entwickeln, kommt von Kickl. Was die Freiheitlichen immer geliefert haben, war eine katastrophale Haltung gegen internationale Programme, wie die ILO zum Beispiel. Abkommen, die für die Beschäftigten Vorteile bringen, lehnten die Freiheitlichen mit großer Ignoranz ab, weil sie von der EU kämen.

Gab es einen konkreten Anlass, die Homepage zu machen?

Der unmittelbare Anlass, meine Seite «Stoppt die Rechten» zu gründen, war der, dass eine bedeutende Nazi-Seite aus Österreich heraus betrieben wurde – nämlich die Alpen-Donau-Seite, über die u. a. auch Nationalratspräsidentin Prammer bedroht wurde. Es wurde wild gehetzt. Eklatant war, dass die Alpen-Donau-Homepage anscheinend sehr gute Beziehungen zur FPÖ gehabt haben muss – und ich wollte denen auf die Spur kommen. Das war ein Grund, warum ich den mir damals völlig unbekanntem Datenforensiker Uwe Sailer angerufen habe. Im Gespräch mit ihm war ich komplett baff, weil er so viel wusste. Ich wusste damals nicht, dass er Berufskriminalbeamter ist. Meine Konversation mit ihm, die über Mails lief, eignete sich



www.stopptdierechten.at

dann irgendwie die FPÖ an.

Herr Strache ging eines Tages an das Rednerpult im Parlament, das war im Juli 2010, und sagte, es gibt den größten Spitzelskandal in der Zweiten Republik (lacht)! Dieser Skandal betreffe den Öllinger «mit seinen Verbündeten im Verfassungsschutz und im Innenministerium». Es gäbe Kräfte im Staat, die tun die Republik ausspionieren, so denunzierte mich Strache. Das Verblüffende für mich war: Herr Strache geht am Morgen an das Rednerpult, und am Abend des gleichen Tages gibt es bereits einen Untersuchungsausschuss gegen mich. Niemand konnte oder wollte sich dem Druck weigern. Eigentlich ein unglaublicher Vorgang. Die folgenden Monate waren schon sehr heftig. Die Anzeigen der FPÖ bei der Staatsanwaltschaft wurden alle eingestellt. Aber Uwe Sailer wurde vom Dienst suspendiert, die Disziplinaranzeige gegen ihn erst zwei Jahre später eingestellt. Es kam all das zusammen, die Bedrohungen gegen Politiker_innen und der Untersuchungsausschuss in einem entscheidenden Moment ...

Was meinen Sie mit entscheidendem Moment?

In den Tagen, bevor sich die FPÖ meine Mails gekrallt hat, gab ich der Tageszeitung «Kurier» eine Geschichte, die sie ausrecherchierte, dass es nämlich Kontakte zwischen Alpen-Donau, FPÖ und einer deutschen Neonazi-Seite gibt. Diese deutsche Homepage veröffentlichte ein Fax, und als Absender war die private Telefonnummer von Markus Gudenus, Referent beim Strache, zu erkennen. Der «Kurier» schob die Geschichte von einem Tag auf den anderen. Mir war das sehr unangenehm. Denn ich wusste, dass die FPÖ weiß, dass ich hinter ihnen her bin. Die «Kurier»-Geschichte erschien dann erst, als das FPÖ-Spektakel gegen mich

in vollem Gange war, und ging völlig unter. Ich wusste, dass die FPÖ etwas gegen mich inszenieren wird, aber ich habe nicht mit so etwas Massivem gerechnet. Wir reagierten mit unserer eigenen Homepage, denn wir dachten, wir müssen diese Auseinandersetzung auf eine andere Grundlage stellen.

Hatten Sie damals den Eindruck, die Polizei kümmere sich zu wenig um Rechtsextreme und Neonazis und deren Verbindungen?

Wir erfuhren später, dass der Sohn eines nicht gerade kleinen Beamten des Verfassungsschutzes bei der Alpen-Donau dabei war (lacht). Dieser Beamte war für Observation zuständig. Aber es gab noch andere Schwierigkeiten. Ein Herr namens David Duke tauchte auf. Er war in den USA ein führender Ku-Klux-Klan-Mann und finanzierte in den 2000er-Jahren Betreiber von verschiedenen Seiten mit antisemitischen Inhalten. Er war eventuell auch Finanzier von Altermedia, einem großen internationalen Netzwerk von Neonazi-Seiten. In jedem Land gab es Altermedia. Die liefen über seine Server. David Duke lebte jahrelang in Zell am See, völlig ignoriert betrieb er seine antisemitische Hetze weltweit. Ich hatte Fotos von ihm in Zell am See. Auf YouTube findet man nach wie vor seine Beiträge. Die Wiener Kultusgemeinde zeigte ihn an. Der ORF filmte David Duke in Zell am See. Dann wurde der Chef vom Verfassungsschutz, der noch immer der Chef ist, zu dem Thema gefragt – und der meinte, David Duke habe noch nie etwas in Österreich gemacht und werde auch nichts machen (lacht). Die Anzeige der Kultusgemeinde wurde eingestellt; die war jahrelang hinter ihm her gewesen. Ich fand heraus, wo in Österreich David Duke lebte, weil er seine schwülstigen Acryl-Bilder über Internet verkaufte.



Foto: CHRISTOPH MODERBACHER

Surfen am Schwarzenbergplatz

Öffentlicher Raum. Privater Profit

Letzten Endes Demokratiefragen: Wie wird öffentlicher Raum genutzt? Wer entscheidet in wessen Interesse? Das Beispiel «Surfen am Schwarzenbergplatz» zeigt, wie Politiker in Wien mit den genannten Fragen umgehen. Von Clemens Staudinger.

Der Wiener Schwarzenbergplatz ist ein begehrter Ort: Das Denkmal zu Ehren der Roten Armee erinnert an die Befreiung Wiens von der Nazidiktatur im Frühjahr 1945. Der Hochstrahlbrunnen erinnert an den Abschluss des Baus der Hochquellwasserleitung, die seit der vorletzten Jahrhundertwende die Wiener_innen mit dem nötigen Wasser versorgt. In den vergangenen Jahren waren Kunstinstallationen zu besichtigen. Jetzt wurde eine Surfanlage errichtet, und die soll zum Profit der privaten Betreibergesellschaft während des Sommers zahlungskräftige Kunden im öffentlichen Raum bespaßen.

Eigentümer_innen des Grundstückes, auf dem die Surfanlage errichtet wurde, sind die Wiener_innen. Die MA 42 vertritt die Eigentümer_innen und überlässt nach Aussage von Clemens Kreitner, Geschäftsführer der Betreibergesellschaft AWSM GmbH, gegen eine Zahlung von rund 60 Euro pro m²/Monat das Grundstück. Verglichen mit gewerblichen Mietangeboten für Geschäftslöke in der inneren Stadt Wien eine Okkasion. Der Augustin erkundigte sich im Wiener Rathaus, nach den Kriterien einer derartigen

Mietvertragsvergabe, nach der Geschäftsordnung ist Stadträtin Ulli Sima zuständig. Pressesprecherin Anita Voraberger teilt mit, für derartige Überlassungen sei keine politische Entscheidung nötig, es werde geprüft, ob Auflagen eingehalten werden. Der Gemeinderat als politisches Gremium der Vertretung der Wiener_innen werde mit Derartigem nicht befasst. Vielleicht werden wir eines Tages darüber aufgeklärt, was denn politischer sei als das Verwalten von und Verfügen über Gemeinschaftseigentum, in diesem Fall konkret von der Liegenschaft am Schwarzenbergplatz.

Surfen ausschließlich mit Sponsor-T-Shirts erlaubt

Von den Rathausfraktionen äußerten sich lediglich die Grünen kritisch. Gemeinderat Rüdiger Maresch bringt es im «Standard» auf den Punkt: «Damit ein paar Leute viel Geld verdienen, brauchen wir zentralen öffentlichen Raum nicht herschenken.» Als Kritik aufkam, die Anlage benötige für die starken Pumpwerke entsprechend viel Energie, wurde von Betreiberseite sofort darauf reagiert und betont, die Energie komme aus reiner Wasserkraft. Auch der Begriff «Nachhaltigkeit» wurde in diesem Zusammenhang strapaziert.

Finanziert wird das Spektakel unter anderem durch die Einnahmen für das Surfen im 7,5 x 17 Meter großen

WIENER WIRTSCHAFT
KURIERT VON
MARTIN BIRKNER
& CLEMENS STAUDINGER



Wasserbecken. Der Wasserspaß schlägt mit 39 Euro pro 50 Minuten zu Buche, ist also in einem Bereich angesiedelt, der weniger begüterte Surfer_innen von vornherein ausschließt. Zu den Einnahmen aus dem Ticketverkauf kommen noch Sponsor_innengelder von Mobiltelefonanbieter Hutchison Drei Austria, Elektronikproduzent Samsung, Corona Bier oder der Verbundgesellschaft. Zusätzlich steuert die rund um das Becken angesiedelte Gastronomie ihren Teil zum Gewinn der Betreiber bei.

Wer sich entscheidet, für 39 Euro samt Surfbrett in das Wasserbecken zu steigen, geht damit – offensichtlich scheinbar freiwillig – auch eine enge Bindung mit der Betreiberfirma ein und hat wesentlich mehr als nur das Eintrittsgeld zu geben – und gleichzeitig bekommt jede und jeder die Chance, unentgeltlich und ungefragt für die Sponsoren Werbung machen zu dürfen, denn rechtsverbindlich ist zu unterschreiben: «Mit der Benutzung der Anlage wird der kostenlosen Aufnahme (es wird keine Entschädigung geleistet) von Fotos, Live-Bildern und Videos implizit zugestimmt und der Betreiber erhält die kostenlosen und zeitlich uneingeschränkten Nutzungsrechte aller auf der Plattform gemachten Fotos und Videos.» Damit das Fotomaterial auch für die Sponsoren nutzbar wird, sind die Surfer_innen verpflichtet, ein vom Betreiber gestelltes T-Shirt zu tragen. Große Überraschung: Auf den T-Shirts sind groß die

Logos der Sponsoren zu sehen, und die Surfer_innen dürfen für die Sponsoren als Werbekulisse zum Nulltarif herhalten. Die Betreiber erklären die Notwendigkeit der uniformen T-Shirts mit dem Vorteil, die Surfer_innen im Wasser besser erkennen zu können. Weshalb das nur mit den Logos der Sponsor_innen funktioniert, wird nicht gesagt.



Illustration: MICH

Geht's mich was an?

Es ist sehr dunkel

Mit fortgeschrittener Technologie sind Scheinwerfer nicht funktionaler geworden. Doch in einem Cyber-Blackout würde das Licht der Scheinwerfer nicht nur Schiffen und der Besatzung den sicheren Weg zeigen, sondern sie würden auch ein gelassenes Sicherheitsgefühl denjenigen bieten, die nicht auf Wasser sind. Sowohl für die einen als für die anderen bildet das projizierte Licht einen Ort – einen Ort, der einen wissen lässt, wo wir sind und wohin wir gehen.

In dunklen Zeiten der Geschichte der Menschheit hat es Leuchttürme gegeben, einige tragen Namen, andere werden von Anonymen gebaut, andere sind in Aufruhr, haben Revolutionen, Lieder, Gedichte zum Ausdruck gebracht. Einige waren von großmütiger Größe und andere sind einfache Gesten. (Die Menschen, die Geflüchtete mit dem Auto über die Grenze bringen, oder der Nachbar aus Afghanistan, der dem Iraker hilft, oder die Wienerin, die einer Obdachlosen mit einem Meldezettel hilft.)

Ich denke an «Roma, città aperta» von Rossellini. Wie viele Filme dieser Ära stellt sie eine krasse Geschichte dar, spiegelt eine bestimmte Zeit wieder. Ein verwüsteter und verheerender Film, wie die zerstörte Stadt, wo er gedreht wurde. Die meisten Charaktere überschreiten die Kraft ihrer Geschichten, weil sie normale erwachsene Menschen sind, die zusammen gegen oder für Gewalt kämpfen. Und die Kinder, eine Gruppe von Partisanen, die nicht mehr als einen Meter hoch und zehn Jahren alt sind.

Rossellini beendet den Film mit ihnen: zusammen und auseinandergerissen, weil sie Zeuge der Hinrichtung des Pfarrers waren. In dieser letzten Szene nimmt man plötzlich etwas wahr: Im Laufe des Films war die Unschuld abwesend. Niemand war unschuldig, und niemand bleibt unschuldig. Unschuldig nicht in dem etymologischen Sinn des Wortes, der mit Schuld verbunden ist, sondern in dem Sinne, nicht sehen zu wollen, was rundherum passiert. Für Rossellini konnte selbst ein Kind sehen, was los war. Sehen heißt nicht nur Objekte zu unterscheiden und Konturen gegeneinander abzugrenzen; sehen heißt auch verstehen, verstehen wollen und entscheiden. Und das ist es, was in dieser letzten Szene dargestellt wird: Die Kinder verstehen, was nicht sein soll, was nicht geschehen dürfte, wofür man Widerstand leisten soll.

Es ist nie so dunkel, wie wenn es niemand tut: Fremde unterstützen, für Freiheit aufstehen, widerständig sein.

Jenny Olaya-Peickner / LEFÖ – Beratung, Bildung und Begleitung für Migrantinnen / www.lefoe.at

Shiatsu im Park – und der traditionelle Augustin-Tag
Bisweilen auch Ellbogentechnik

Shiatsu ist mittlerweile schon einigen Menschen ein Begriff. Am eigenen Leib erfahren haben Shiatsu jedoch immer noch viele nicht. Dabei ist das die beste Art, sich ein Bild zu machen: Denn Shiatsu ist tiefwirkende Arbeit am Körper, die den Menschen auf allen Ebenen berührt. Gute Gelegenheiten zum Ausprobieren gibt es bis 11. September wieder jeden Sonntag bei Schönwetter im Augarten, direkt neben dem Gastgarten der Bunkerei. In dieser strategisch günstigen Lage geht die Initiative «Shiatsu im Park» bereits in ihre 10. Saison. Von 10 bis 17 Uhr stehen selbständige Shiatsu-Praktiker_innen bereit und bieten kurze Schnupperbehandlungen (15 oder 30 Minuten) zu einem moderaten Preis.

Behandelt wird nach Wahl klassisch auf einer weichen Matte oder auf einem bequemen Sessel. Durch gezielten Druck am Körper entlang von Meridianverläufen und Druckpunkten werden Blockaden im

Körper gelöst und wird Ausgeglichenheit unterstützt. Bisweilen wird mit Ellbogen oder Knien gearbeitet, hauptsächlich mit den Händen und Daumen. Daher auch der Name: «Shiatsu» kommt aus Japan und bedeutet wörtlich «Fingerdruck». Parallel zu einer tiefen Entspannung werden die Selbstheilungskräfte angeregt und wird ein bewusstes Körpergefühl gefördert.

Am 7. 8. gönnt man sich durch eine Behandlung nicht nur selbst etwas Gutes, sondern entspannt dazu auch für einen guten Zweck. Die Einnahmen von diesem Tag werden zur Gänze dem Augustin zur Verfügung gestellt. Augustin-Verkäufer_innen können an diesem Tag kostenlos in den Genuss einer wertschätzenden Behandlung kommen.

i Shiatsu im Park
www.shiatsu-im-park.at, www.facebook.com/ShiatsulmPark
bis 11. September 2014 jeweils bei Schönwetter
10–17 Uhr

Jenischen wird Verstoß gegen Gewerberecht vorgeworfen

Der Hilferuf der Messerschleifer

Folgender Hilferuf lag vor einigen Tagen in unserer Mailbox: «Ich heiße Angelo Schmid und bin der fahrende Messerschleifer, der in der Vergangenheit in mehreren ORF-Sendungen zu sehen war. Ich und mein Vater ziehen mit einem kleinen Verkaufsanhänger von Dorf zu Dorf und werden ständig von Polizeikontrollen mehrmals im Monat wegen vier bis fünf Punkten angezeigt. Die Verwaltungsverfahren sind von der zuständigen Bezirkshauptmannschaft jedesmal restlos eingestellt worden.»

Es sind vor allem Dörfer im niederösterreichischen Mostviertel sowie im oberösterreichischen Mühl- und Hausruckviertel, die von den Schmid «heimgesucht» werden. «Heimgesucht» wird man von Plagen – und wenn schon von Menschen, dann von solchen, die unerwünscht in den Gegenden auftauchen, in denen man die meisten «Herumzieher» längst sesshaft gemacht hat, in quasi zwangsintegrierten Akten. «Heimsuchen» ist genauso negativ konnotiert wie «weiße Zigeuner», wie man die Volksgruppe der Jenischen nennt, die von den Nazis genauso liquidatorisch verfolgt wurden wie die Roma und Sinti. Nur noch ein paar tausend Jenische gibt es in Österreich; Angelo Schmid und sein Vater zählen zu ihnen.

«Die Dörfer, durch die wir kommen, haben keine Probleme mit uns», sagt Junior Angelo. «Unser Angebot, zehn verschiedene stumpf gewordene Gegenstände zum Pauschalpreis von 30 Euro zu schärfen, wird gerne angenommen.» Die Fertigkeit, die die beiden erreicht haben, immerhin existiert ihr Familiengewerbe bereits in der achten Generation, ist eine Gabe, die Hinkunft neu bewertet sein wird: wirklich nachhaltige Wirtschaftssysteme sind ohne das Comeback des Reparierens anstelle des Konsum- und Erneuerungswahns nicht vorstellbar.



Umso skandalöser finden die beiden Schmid die andauernden Polizeikontrollen, die auch dann nicht endeten, als die Messerschleifer aus dem Raum Scheibbs durch ORF-Reportagen zu regionalen Heroes geworden waren. Die Polizei schikaniert die beiden trotz besserem Wissen. Denn die vielen Akten der Bezirksbehörden, laut denen die Arbeit Angelos und seines Vater absolut dem Gewerberecht entspricht, und die vielen Gutachten, die die Legitimität ihrer Tätigkeiten hervorstreichen (ein Teil dieser Papiere ist von Angelo an unsere Redaktion gefaxt worden), müssten auch den ober- und niederösterreichischen Polizeistellen bekannt sein.

Derzeit sind die «letzten jenischen» Messerschleifer rund um Rohrbach, Eferding, Freistadt und Linz unterwegs, und wenn die Schikane weitergehen, werden es die Augustin-Leser_innen erfahren. Denn Angelo will nicht das wiederholen, was tausende Jenische in diesem Land getan haben: sich anpassen und das Jenische in sich abwürgen. Er hofft, dass der Augustin ihn dabei unterstützt.

R. S.

Kleider nach Afrika schicken, kann heißen: Schneider arbeitslos machen

Wie Cinderella nach Kenia kam

Auch bei Kleidergeschenken an die sogenannte Dritte Welt erzielt gut gemeinte Hilfe nicht die Wirkung, die sie erzielen sollte. Im Gegenteil, oft richten die «solidarischen» Kleider aus Europa sogar Schaden an.

Eine Wochenendveranstaltung in Malindi, der zweitgrößten Stadt an der Ostküste Kenias. Rommy G. und Kleanheart, zwei der bekanntesten lokalen Musiker geben an diesem Sonntag Nachmittag ein kostenloses Konzert. Hunderte Einheimische drängen sich auf den kleinen Platz, um einen der wenigen Sitzplätze zu ergattern. Die Kinder sind besonders aufgeregt, kommt es doch nicht allzu oft vor, dass so etwas Außergewöhnliches ihren Alltag durchbricht. Und sie haben sich besonders fein gemacht. Zu sehen sind aber keine Kangas oder andere afrikanische Kleidungsstücke, die sie sonst tragen, sondern ihr ganzer Stolz sind europäische Gewänder, die ihre Eltern am hiesigen Markt gekauft haben.

Es begegnen mir so einige Mädchen in Prinzessinnenkleidchen, wobei mir das Kleid mit einem Emblem der Cinderella besonders auffällt. Es mutet schon seltsam an, wenn afrikanische Mädchen weiße blonde Prinzessinnen sein wollen – und das wollen sie, erzählen sie im Gespräch. Ich spreche mit Pamela, einer Mutter von zwei Mädchen. Sie nimmt mich mit auf den Markt, wo sie nicht ganz billig europäische Second-Hand-Kleidung kauft. Auf die Frage, woher er die Ware bezieht, erzählt ein Verkäufer, dass jede Woche jemand mit riesigen Säcken an Kleidungsstücken aus Europa kommt und diese an die Händler, die sich einen Marktstand leisten können, verkauft. Davon, dass die Kleidung in Europa gesammelt wird, um in Afrika verschenkt zu werden, hat er noch nie gehört, und er schüttelt ungläubig den Kopf.

Abgesehen davon, dass die Bevölkerung für etwas zahlen muss, das geschenkt sein sollte: Die Geschäfte der niedergelassenen

Schneider leiden unter dem Handel mit europäischer Sammelkleidung. Viele müssen ihre Geschäfte aufgeben und verlieren ihre Existenz. «Die Leute kleiden sich lieber europäisch», meint Albert, ein lokaler Schneider, der aufgrund der geringen Nachfrage an geschneidertem Gewand auch schon versucht hatte, an die gesammelte Kleidung zu kommen, um diese in seinem Shop zu verkaufen. Doch die Händler seien eine organisierte Gruppe, die niemanden an ihren Geschäften beteiligen würde. Auch er kann nicht glauben, dass Europäer Kleidung sammeln, um sie in Afrika zu verschenken.

Text & Fotos: Claudia Marina Bauer



Eine Straßenzeitung kauft man auf der Straße!

Wer an die Wohnung oder an einen anderen Ort gebunden ist? Pech? Schicksal?

Stets bemüht, den vom Schicksal geschlagenen Menschen zu helfen, möchten wir auf die Möglichkeit aufmerksam machen, den Augustin zu abonnieren:

AUGUSTIN

1 Jahr Augustin
um 95 Euro

(23 Ausgaben, Preis inkl. Zustellung in Österreich)

Abo-Tel 01-587 87 90, abo@augustin.or.at, www.augustin.or.at/abo

Dannebergpredigt

Was wurde aus ...

... den Singles? Heute verbinden meine Enkel mit diesem Wort allenfalls Internettefen, wo einsame Menschen herumsurfen für bessere Paarungszeiten. Oder mit Menüangeboten für Alleinlebende, etwa Seniorenteller. Oder mit kleinen Wohnungen ohne Familienanschluss. Mich erinnert das Wort Single an die kleinen, runden Scheiben. Ich hatte vor einem halben Jahrhundert echte Beatles-Singles! Heute ein Vermögen wert. Dann kamen Langspielplatten. Herbert von Karajan sagte den LPs den Tod voraus, weil CDs die Musikwelt erobern würden. Da hatte er nur für ein paar Jahrzehnte recht, denn Langspielplatten sind wieder sehr gefragt, und die Ton-technik produziert emsig Plattenspieler von hoher Tonqualität. Auch den Tonbandkassetten, tausende lagern in verstaubten Ecken, werden bessere Zeiten vorausgesagt.

Was wurde eigentlich aus dem Klammeraffen? Dieses kindisch-zärtliche Wort wurde durch Ät, also @ ersetzt. Das klingt sachlicher. Distanzierter, auch wenn heute ungleich mehr geklammert wird an den PCs als damals in den Anfängen der Computerwelt. Vielleicht sagen wir irgendwann einmal Ätsch, geschieht uns recht, wenn wir uns selbst in den digitalen Welten als Fremde gegenüberstehen und uns die Wirkweisen dieser Welt trotz Informationsüberfluss fremd sind?

Meine Enkelkinder lächeln über mich Alte. Meine Mutter hat in den 50er Jahren Plastiksackeln zur Wiederverwendung ausgewaschen. Auch ich habe gelächelt. Ich habe den Plastikmüll am Donaudelta gesehen. Ich bin nicht technikfeindlich. Ich schätze technikfreundliche Unterstützung im Alter. Aber muss das nun wirklich eine computergesteuerte Plastikrobbe in einer Pflegeeinrichtung sein, damit alte Menschen den Hauch von Zärtlichkeit verspüren? Ich schreibe Briefe an mir wichtige Menschen heute wieder öfter mit der Hand. Und ich habe wieder meine alte Analogkamera hervorgeholt, die mir einen genaueren Blick ermöglicht und mich nicht zwingt, schnell, schnell, weil billig, billig auf den Auslöser zu drücken. Was passiert eigentlich mit den vielen Dias und CD-gespeicherten Urlaubsfotos? Schaut die sich irgendwer an? Meine Enkel werden mich verfluchen bei deren Entsorgung.

Ich möchte für mich ein Maß finden für Fortschritt und Rückschritt.

Bärbel Danneberg

Sachbuch: Alexander Emanuelys Einführung in die europäische Avantgarde

Anartismus, ein Verschnitt

Kaum ein Künstler, kaum eine Künstlerin traut sich heute zu betonen, er oder sie verkörpere die aktuelle Avantgarde. Selbst die von Lukas Pusch und Tomak herausgegebene Kunstzeitschrift «Der Antist», die sich als Zeitung der neuen Wiener Avantgarde präsentiert, relativiert diese kühne Selbstzuschreibung mit einem Fragezeichen hinter dem Wort Avantgarde. Dadaistisch war allerdings der Präsentationsort: das Lokal der Box-Union Favoriten, der «besten Schlag-schule Europas». Zur Bedeutung des Begriffs Antist befragt, weist Tomak darauf hin, dass echten Künstler_innen eine Anti-Haltung gemeinsam ist. Seine Zeitschrift lehne sich an die beste Anti-Zeitschrift Österreichs an, die antiösterreichische Zeitung «Schas-trommel» von Günter Brus.

Der raffiniertere Begriff «Anartist» war schon blockiert. Der Ready-made-Künstler Duchamp hatte diesen Neologismus aus Artist und Anarchist zur Charakterisierung seiner Kunst entworfen.

Alexander Emanuel, Mitarbeiter der Theodor Kramer-Gesellschaft, bestraft in seinem Buch «Avantgarde – oder eine begriffliche Beliebigkeit» die Gründer der oben genannten Zeitschrift durch Nichterwähnung: «Der Antist» erfüllt Emanuelys Kriterien avantgardistischer Kunst nicht annähernd. Den Bewegungen der historischen Avantgarde, schreibt Emanuel, ging es nicht in erster Linie darum, einfach neue künstlerische Ausdrucksformen zu finden, sie wollten vielmehr – in revolutionärer Opposition zur bürgerlichen Gesellschaft – das Leben mit den Mitteln der Kreativität neu definieren und realisieren. Den «Angriff auf die

von der großen Allgemeinheit geschätzten, angebeteten, würdevoll gehandhabten Symbole der Kunst, des Staates und Religion» habe sich die wirkliche Avantgarde zu Aufgabe gemacht.

Einen seiner Meinung nach gelungenen Versuch, die Frage «Was ist Avantgarde? Wer ist Avantgardist?» zu beantworten, steuerte der isländische Autor A. Eysteinsson bei. Die Abschaffung der Grenze zwischen künstlerischem Schaffen und anderen Tätigkeiten, insbesondere der politischen Aktion, ist eines der Kriterien. Andere (eine Auswahl): die Hervorhebung des Arbeitsprozesses gegenüber dem Resultat; das Manifest als Genre und Ausdrucksform; die Revolte gegen alle Institutionen der Kunst; der Angriff auf politische Institutionen, dominierende Ideologien und Diskurse.

Die Avantgarde ist der einzige Ort, an dem die Anarchist_innen keine Niederlage erlitten, meint Emanuel. Der Dadaismus, der Surrealismus, der Lettrismus und der Situationismus (vor allem um diese Strömungen geht es im besprochenen Buch) sei eine Möglichkeit des inneren Exils für Anarchist_innen und andere Revolutionäre gewesen, denen auf politischem Boden jede Interventionsmöglichkeit durch staatliche Repression nahezu unmöglich gemacht worden war. Vor diesem historischen Hintergrund stellt sich die Wiener Avantgarde der 50er und 60er Jahre (Wiener Gruppe, Wiener Aktionisten) als beschämend unpolitisch dar – aber die ist nicht das Thema von Alexander Emanuel.

i Avantgarde 1 (ein zweiter Band erscheint demnächst), 200 Seiten, Schmetterling Verlag, Reihe theorie.org

Tricky Dickys Skizzenblätter



1										
		11								
	12				13					
14		15		16			17			
18			19			20			21	
22								23		
				24					25	
26			27				28			
		29			30					
31	32			33			34			35
36			37			38				
39										

WAAGRECHT: 1. stellt ihn die Hobbygärtner_in selber her, werden ihre Pflanzen sprießen 11. wird von vielen Menschen geglaubt: Lläuft die schwarze Katze von rechts nach links, bringt sie Unglück – oder umgekehrt? 13. der Bodenbelag benötigt einen gleichmäßigen Untergrund, sonst knarren die Dielen 14. sozusagen bevor, aber auch nach der Hochzeit 16. ziemlich kurz die Gebrauchsanleitung 17. ganz besonderes Reich: Im Regelfall ist es der belebte Teil der Erde 18. der selbstgemachte Saft aus den Blüten ist hellgelb, aus den Beeren rotschwarz 21. sofort denkt frau an ein österreichisches Fertighaus 22. Bauernregel: An... regnets gern, weil sie weinte um den Herrn 24. sind sie bereits weit abgebrannt, lassen sich Kerzen nur schwer anzünden 26. sehr frankophon – die nordamerikanische Region 28. ziemlich überflüssig, trägt man Eulen dorthin 29. turmartig oder kugelig: Cumulus (wolken), abg. 30. tut mans länger, ist es besser für den Magen 31. steht dafür, wenn man seinen Beitrag – kleine Münze – leistet 34. Jugendsprache: sehr gut, geil, super, toll – echt verkehrt 36. endlos, dieser Tag! 37. Achtung: die Lesung beginnt hier und jetzt 39. Till liebte es, andere reinzulegen, und er schaffte es eigentlich immer

SENKRECHT: 1. sagt die New Yorkerin, wenn sie nicht will 2. steht auf allen Tamsweger Autos 3. Wo? Fragt der Lateiner 4. eine Tonsilbe so wie do, mi, fa 5. verflizt, die Frisur, siehe Whoopi Goldberg 6. kurz (und) ungenau singen 7. jedem ... gefällt seine Kappe, zumindest sprichwörtlich betrachtet 8. ein Ortskundiger erklärt und führt die Besucher_in 9. europäisches Business Center, abg. 10. dort findet medizinische Rehabilitation statt 12. in Israel wird der Holocaust so bezeichnet 14. Teil jeder Genehmigung 15. griechischer Maler der Renaissance lebte und wirkte lange in Spanien 16. lässt man sie vor Recht ergehen, wird auf Strafe verzichtet 19. und dort denk ich kurz an Udine 20. englische Kurzbezeichnung für die Europäische Wirtschaftsgemeinschaft 23. will frau es ganz genau wissen, lässt sie sich von mehreren Ärzten mehrere ausstellen – sicher ist sicher! 25. Teil jeder Nähnaedel 26. Medien gieren danach und Frauen brauchen sie – dringend! 27. manche schreien dem Kiberer so nach 32. dort haust ein Tier, aber auch Verbrecher 33. ist der Besen so, kehrt er – verkehrt – gut 35. irgendwann findet man eine, die zum Eiffelturm führt 38. normalerweise verrichtet die Chirurg_in ihre Arbeit dort

Lösung für Heft 415: TOMATENSUPPE
Gewonnen hat Elisabeth MARTIJNSE, 1160 Wien
W: 1 SPEKULATION 11 TEMPLERORDEN 13 AXIOM 14 IM 15 DE 16 PSALMEN 19 MA 21 KUTTE 22 KNALLKÖRPER 26 KNACKI 27 NAF 28 MARS 30 OTT 31 APPLAUS 34 IA 35 ETHIN 37 TPP 38 ERKER 40 PRINZ 42 ALTERSHEIM
S: 1 STAMMKUNDE 2 PEX 3 EMID 4 KPÖ 5 ULM 6 LE 7 ARISTOKRAT 8 IR 9 ODEM 10 NE 12 NUN 16 PUK 17 LERA 18 EREKTION 20 AN 21 KLEMPNER 23 ABFAHRT 24 PCO 25 RITA 29 AL 32 PIKE 33 SPRI 36 TEL 39 RS 41 IM

Einsendungen (müssen bis 25. 7. 16 eingelangt sein) an: AUGUSTIN, Reinprechtsdorfer Straße 31, 1050 WIEN, oder verein@augustin.or.at

I
D
N
A
A
K
I
R
E
S

Widder 21. 3.–20. 4.
Knappe 52 Prozent der Brit_innen haben es dir vorgemacht: Auch du kannst eine Sache, an der du keine Freude mehr hast, hinschmeißen! Frag nicht lange, wer etwas dagegen hat. Einfach dem Impuls folgen und draufhau'n. Die Schäden, die du in wenigen Augenblicken anrichtest, werden dich noch lange beschäftigen. Aber Hauptsache, wir haben dich von der Straße weg.

Krebs 22. 6.–22. 7.
Du wünschst dir, dass dein Tun mehr Wirkung zeigt. Deine Anstrengung steht, so dein Eindruck, in keinem Verhältnis zum erzielten Resultat. Der Grund dafür ist aber nicht dein mangelndes Bemühen oder deine fehlende Kompetenz. Nein, du bist einfach im falschen Metier tätig! Schaffe dir einige Kaninchen an und lass sie freie Leibe machen. Du wirst dich wundern! Und freuen.

Waage 24. 9.–23. 10.
Du hast Recht. Du bist ohnehin von begnadeten Suderant_innen umgeben. In Österreich zu jammern, ist wie Wasser ins Meer zu kippen, Eulen nach Athen zu tragen, auf einen Misthaufen zu scheißen oder bei einer FPÖ-Veranstaltung ausländerfeindliche Witze zu erzählen. Dennoch solltest du dich mehr im Klagen üben. Es bringt dich ans Ziel! Und Millionen Suderant_innen können nicht irren.

Steinbock 22. 12.–20. 1.
Du musst dich nicht festlegen. Jede Wahl, die du triffst, kann angefochten werden. Bleibe vage, lass dir immer ein Hintertürchen offen und verpflichte dich zu nichts. So kannst du immer ausweichen, dich umorientieren oder es dir anders überlegen. Die Sorge, dich damit unbeliebt zu machen, ist berechtigt. Aber immer mehr Leute verhalten sich nun so, es wird also kaum jemand auffallen.

Stier 21. 4.–20. 5.
«Am Feminismus mag ich am liebsten dieses Hasserfüllte, Frustrierte.» Das sagen nicht die Sterne, sondern das sagt die aktuelle österreichische «Kultautorin» Stefanie Sargnagel. Du solltest diesen Ausspruch der amtierenden Staatsmeisterin für vulgäre Miniaturen zum Anlass nehmen, wieder einmal die «Wahrheiten», aus denen dein Koordinatensystem besteht, auszumisten.

Löwe 23. 7.–23. 8.
Der Sommer war bisher so enttäuschend, dass du – wenn es doch ab und zu sommerliche Temperaturen gibt – ganz überrascht bist, wie sich Hitze anfühlt. Das bringt dich auf den Gedanken, dass sich auch andere Empfindungen (Hass, Liebe, Zorn, Geborgenheit ...) mit den Jahren verwässert haben. Mach dir darüber aber keine Gedanken. Altwerden ist eben so.

Skorpion 24. 10.–22. 11.
Jetzt ist sie da, die allerschönste Zeit im Jahr. Nun heißt es aber genießen! Entspannen! Aber ein bisschen hop-hop, sonst ist der Sommer vorbei, bevor er noch seine maximale Wirkung gezeigt hat. Jetzt musst du dich ranhalten, wenn du im Wettbewerb um den besten Entspannungsurlaub mithalten willst. Oder du legst einfach die Füße hoch und erzählst im Herbst irgendwelche Lügen. Ganz easy!

Wassermann 21. 1.–19. 2.
Jetzt liest du schon wieder Horoskop, anstatt die Welt zu retten. Meinst du, das macht sich von selbst? Weltretten ist verdammt viel Arbeit. Da könnte man sich doch ein wenig mehr Fokussierung erwarten. Gerade von dir. Wo du doch einer der wenigen Menschen bist, die wirklich den Durchblick haben. Also Schluss mit Rumstehen. Leg' dich in die Riemen und hol uns da raus!

A
S
T
R
O
S
H
O
W

Zwilling 21. 5.–21. 6.
Das mit der Bikinifigur wird dieses Jahr eh nix mehr. Du kannst dich also auf anderes konzentrieren als auf deinen Body-Mass-Index. Diese Ablenkung von dir selbst könntest du etwa nutzen, um dich wieder stärker um deine Lieben zu kümmern. Beobachte, wie es ihnen geht, und überlege dir, wie du ihnen Freude machen kannst. Du wirst ihnen damit auf die Nerven gehen, aber das halten sie aus.

Jungfrau 24. 8.–23. 9.
So, Schnuckiputz! Das halbe Jahr ist um. Zeit zu fragen, wie es mit den Vorhaben für das laufende Jahr steht. Na, wie schaut es da aus punkto Karriere, Liebesleben, Selbsterkenntnis und Selbstoptimierung? Noch reichlich Luft nach oben, nicht wahr? Sehr brav. Denn das zeigt, dass du dir ehrgeizige Ziele gesteckt hast. Zur Belohnung kannst du dich jetzt etwas hängenlassen.

Schütze 23. 11.–21. 12.
Du musst fitter werden! Das ist kein Zustand, auf welchem Niveau du durch dein Leben tuckerst. Also ob es gar keinen Neoliberalismus gäbe! Dass das DEINE Form des Widerstands ist, kannst du deiner Großmutter erzählen! Es ist die Faulheit, sonst nichts. Die nächsten zwei Wochen schaffst du etwas Außergewöhnliches. Verstanden?! Sonst wirst dich der Blitz beim Scheißen treffen.

Fische 20. 2.–20. 3.
Nein, dass ist keine Ausrede, dass du eben nicht mehr zusammenbringst. Du kannst mehr und das auch noch bedeutend besser! Also gib dich nicht mit dem Mittelmaß zufrieden, nur weil es angenehm zu erreichen ist. Du bist zu sehr berufen. Also hol' die in dir schlummernden Talente an die Oberfläche. Die Welt braucht Leute wie dich, und sie braucht deinen ganzen Einsatz!



Der Wienerberg – eine leicht und schnell erreichbare «Urlaubsidylle»

Besser als Balkonien

Eine postindustrielle Karriere ist möglich. *Es gibt ein Leben nach Ausbeutung und Kapitalismus – in der Natur. Nach einer erfüllten Zeit als Lehmgrube für den Ziegelabbau kam nach dem Aus die Existenz als Mülldeponie. Seit etwa 25 Jahren ist der Wienerberg saniert und gilt als Oase der Naherholung. FKK inklusive, per Selbstermächtigung konnte Karl Weidinger (Text und Fotos) feststellen.*

Mittlerweile ist es Sommer geworden. Sommer in der Stadt. Erholung tut not – ebenso wie Abkühlung. Unweit der Spinnerin am Kreuz, einer ehemaligen Hinrichtungsstätte, liegt eine «Urlaubsidylle», leicht und schnell erreichbar. Kaum weiter entfernt als Balkonien, womit der Urlaub zuhause gemeint ist. Und dort gibt es eine zwar nicht erlaubte, aber geduldete Möglichkeit, mitten in der Stadt textilfreien FKK-Urlaub zu machen.

Der Wienerberg liegt im einwohnerreichsten Bezirk Wiens, in Favoriten. Das Erholungsgebiet bringt 117 Hektar auf die Karte, davon sind zwölf Hektar Wasser. Seit etwa 25 Jahren hält das Forstamt der MA 49 seinen grünen Daumen aufs Gelände. Ein Paradies zum Joggen und Radfahren. Ebenso für Walker und Stalker. Anderthalb

Millionen frequentieren das Areal im Süden Wiens statistisch, macht durchschnittlich 4000 am Tag immerhin – wenn's wahr ist.

Viele Wege führen zum Wienerberg. Es sind die vier Fahrspuren, der auch gerne als Rennstrecke genutzten Triester Straße. Tram 65 und 67 bimmeln zum Naherholungsgebiet, auch die Öffi-Busse 7A, 15A, 65A führen zum Paradies für Nackedeis. Die meisten kommen mit dem Fahrrad. Auch wenn es – typisch Wien – nicht erlaubt ist. Ebenso wie das Baden. Auch Grillen & Chillen verboten. Offenes Feuer detto. Kämpfen auch. Schlafen und Wohnen im Reservat sowieso. Und Nacktbaden, eh klar.

Dazu überliefern Frühgeborene (Jahrgang 1939, kommt nahezu täglich mit Radl) und Spätberufene eine Oral History, die sich wie Frontberichte anhören. Die Polizei führte Razzien

durch, Politik und Bezirk hätten urgiert. Verklemmte Uniformiertheit prallte auf barbusige Unverschämtheit. Wie im Film mit Louis de Funès aus 1966. Ausweise Mangelware. Die FKKler_innen wurden verwahrt, abgemahnt und belehrt. Auf dass sie sich züchtig bekleiden. Um kein sittenwidriges öffentliches Ärgernis zu erregen und verbotsmäßige Folgehandlungen zu unterlassen. Als die Funkstreifen abgezogen waren, wurde sich wieder entblößt. Reine Lappalie, Formsache für Nudist_innen. Doch nur ein kleiner Teil des Naherholungsgebiets ist durch Selbstermächtigung dazu vereinnahmt worden. Und hat sich hier per Gewohnheitsrecht verfestigt.

Nahtlos tief die Bräune. Unsportlich die Figur. Gepiercte Mütter und tätowierte Großmütter beten die Sonne an. Väter und Großväter tragen Bauch und Che Guevara als genadelte Verzierung auf der Wampe. Alles in die Jahre

gekommen, auch die gelebte Ersatzfamilie. Man schaut aufeinander – im positiven Sinn. Spanner und Wichser werden gemeinsam verscheucht. Alles schon dagewesen: Porno-Shootings, Polizei- und Rettungseinsätze, Diebstähle, öffentlicher Geschlechtsverkehr. Aber auch Leichenfunde und (Selbst-)Tötungsdelikte.

Vor einem Vierteljahrhundert wurde das ehemalige Ziegel-Abbaugelände umgewandelt. Die erste Abzweigung von der Zivilisation mit den Hinterlassenschaften der gegenüberliegenden Mac-Fressbude, trägt den Namen des Planers: Wilfried-Kirchner-Weg. Massimiliano Fuksas Zwillingstürme in unausblendbarer Sichtweite wurden zum Wahrzeichen. Große Bindestrich-Namen der Bauszene haben an der Skyline mitgetürmt: Delugan-Meissl, Coop-Himmelb(l)au und der, die oder das Monte-Verde des Architekten Albert Wimmer. Und von jedem Punkt des Schwimmens im Teich sind diese Landmarken sichtbar.

Die Bilder sind im Kopf: Immer wenn ein Flugzeug in Richtung Schwechat einschwenkt und den Luftraum oberhalb der Skyline am Horizont durchpfeilt, erwartet man, dass es in die Glastürme kracht. Aber passiert nicht. Den Blick beim Schwimmen gesenkt, sieht man, wie die Schwalbengeschwader übers Wasser schwirren und einen Schnabel voll Wasser aufnehmen. Aber was tut sich an Land?

Psst, nicht weitersagen: Jakob der Rabe ist eine Krähe. Geliebt wird er von allen hier. Kann auch sein, dass es mehrere Exemplare sind. Zutraulich ist er (oder seine gefiederten Epigonen), bekommt immer was ab. Angefüttert und handzahn, wie die meisten hier.

Ein Areal für die Kommune

Im geschützten Teil befinden sich einige der auf der Roten Liste stehenden Arten wie der Feuerfalter oder die Sumpfschildkröte. Inzwischen kommt auch der Biber vorbei und huscht durch den Busch. Der Biber hat noch keinen Namen (kann auch eine Bisamratte sein). Im Frühjahr war er heuer besonders motiviert und hat eine Pappel gefällt. So geht Wildnis, so muss Natur.

Bereits zur Römerzeit wurden hier Lehmvorkommen genutzt. 1775 ließ Kaiserin Maria Theresia die erste Ziegelei errichten, die sich bis 1820 zur größten Europas auswuchs. Wiens Gründerzeit war geprägt durch Ziegelbauten, wie heute durch Glas und Alu. Die Produktion ging ab 1870 mit einer heftigen

Ausbeutung der Arbeitskräfte einher, nicht selten Kinderarbeit. Die aus den Kronländern Zugewanderten wurden «Ziegelbehm» genannt. Die Wanderarbeiter_innen dieser Migrationswelle wurden sesshaft und schafften den Aufstieg zu Facharbeiter_innen.

Als um 1950 der Lehmabbau unrentabel wurde, versickerte hier das Ziegel-Gewerbe. Die Produktion schief ein. Zurück blieb ein Brachland mit Tümpeln aus Lehmgruben. Das Areal wurde der Kommune umgehängt und verkam zur Müllhalde zwecks Schuttablagerung, später kam eine Motocross-Strecke dazu. Auch illegal.

Nach 20 Nachdenkjahren wurde ab 1970 ein «Masterplan» angedacht und ein Ideenwettbewerb gestartet. 1995 erfolgte die Widmung zum geschützten Landschaftsteil und Naherholungsgebiet. Charakteristisch sind die Trockenrasenfluren im südöstlichen Teil des Geländes.

Oberste Kompetenz hat Uwe Skacel von der MA 49, dem Forstamt. Er ist seit mehr als 20 Jahren der Stadtförster hier, kennt jeden Baum und Strauch. Seine Kindheit verbrachte er in der berüchtigten «Kreta»-Siedlung, einem Plattenbau in der Nähe. (Die Favoritner «Kreta» war schon zu Beginn des 20. Jahrhunderts für Jugendbänden und soziale Missstände berüchtigt.) In einer Chronik schreibt er über die internen Namen der Areale. Nur das «Guru-Bergerl» und der «Aidshügel» stehen unter Regentschaft der FKKler_innen. Wie es zu diesen Bezeichnungen kam, wird diskret verschwiegen. Er nennt sein Revier die «Republik Wienerberg». Weil hier eigene Gesetze gelten. Ein subversiver öffentlicher Raum, geschaffen durch Selbstermächtigung und Aneignung. In Eigenregie – und ohne Konsumzwang. Paradies mit anderen Worten, inmitten der Großstadt.

Das Wegenetz umfasst 14 Kilometer und führt um die kleinen sowie den großen Teich. Laut MA sowieso, Wasserkunde und Limnologie, weisen alle ausreichende Wasserqualität auf. Der See ist jedoch offiziell nicht als Badegewässer gewidmet. Weil dann bräuchte man Verwaltung, Administration, Infrastruktur, Logistik – und Rettungseinrichtungen. Auch gut so.

Die Nackt-Gurus fürchten sich nicht, dass ihnen der Himmel auf den Kopf fällt. Viel mehr treibt sie die Sorge um, dass der Teich infolge des wuchernden Schilfgürtels zuwächst. Das kann nicht passieren, sagte der Förster im Radio-Augustin-Gespräch, weil die Uferböschung unter Wasser steil abfällt. Die



Wasserqualität ist am Ende der Badesaison schlechter. Der menschliche Faktor spielt keine Rolle. Eher die Population der Gänse, Enten, Hunde, Kinder.

Die 14 Hektar Gewässer mit einer Tiefe von bis zu 30 Metern sind an den Arbeiterfischereiverein verpachtet. Ein Eldorado für Karpfen- und Raubfischfischer. Es gibt auch immer wieder skurrile Dialoge, wenn friedensbewegte Nackte (beiderlei Geschlechts) die Fischer (einerlei Geschlechts) vom Töten von «Bruder Fisch» abhalten wollen – aber das ist eine andere Geschichte.

PS: Mein persönlicher Rekord zum Tag des ersten Nachtschwimmens im Teich ruht beim 14. März 2014 – bei 14° Celsius.

Am Wienerberg gelten eigene Gesetze, quasi ein subversiver öffentlicher Raum. So ist bspw. der See nicht als Badegewässer gewidmet



In der Grazer Kirche St. Andrä: Wie fromm ist es, zu provozieren?

Ohne jegliche Versündigungseinsicht

Das Griesviertel in Graz hat das Zeug, Außenstehende zu polarisieren. Die einen finden, es gefährde mit seinem Maß an Verrufenheit das Grazer Gesamtimage. Die anderen suchen Verrufenes, finden es in Gries und sind happy. Aus der Sicht allzu dogmatischer Katholik_innen sollte jede Gries-Führung einen großen frommen Bogen um die Kirche St. Andrä machen. **Anja Benning (Fotos) und Robert Sommer (Text) taten das nicht.**

Die Gegend rund um Griesgasse, Griesplatz und Feuerbachgasse hat den Hype, der der Innenstadt abgeht. «Wir wagen den Spagat zwischen verrufenen Gassen, kreativen Bewohner_innen und barocken Sehenswürdigkeiten», erklären die Veranstalter_innen der donnerstäglichen Abendführungen durch das Griesviertel auf Facebook. Der Rundgang endet im «CuntRa la Kunstthure» in der Feuerbachgasse. Von den Betreiber_innen der «Kunstthure» wird jedes Mal ein anderer Bewohner, eine andere Bewohnerin



Griesviertelrundgang, jeden Do., 18 Uhr, Treffpunkt Hotel Seitzer. Um Voranmeldung wird von der «Graz Tourismus Information» unter (0 316) 80 75 gebeten. Der Rundgang kostet 15 Euro und findet bei jedem Wetter statt.

aus Gries eingeladen, um über sich, das Viertel, seine Arbeit und seine Projekte zu sprechen.

Das Griesviertel ist reich an Menschen, die nicht nur hundertmal lieber hier sind als im schmucken Zentrum auf der anderen Seite der Mur, sondern sich auch künstlerisch und als bewusste Grätzlmenchen auf den früher proletarischen, heute migrantischen Stadtteil und seine Entwicklung einlassen. Tatjana Petrović ist so eine Umtriebige. Sie leitet das «CuntRa la Kunstthure», auch bei der Gründung des Vereins «Grieskram» war sie dabei.

Ein anderer, der seine Spuren in den Grazer Bezirk setzte, jedoch eine komplett andere Kultur verkörpert, war Pfarrer Hermann Glettler. Inzwischen ist er hinaufbefördert worden auf das Amt des Bischofsvikars mit doppeltem Ressort – für karitative und für missionarische Anlegenheiten. Vor hundert Jahren wäre ein Pfarrer noch entweiht worden, der einen Zirkuskarusell-Sitz auf langen Ketten über die Gottesdienstbesucher_innen

schweben lässt oder den Gemeinschaftsgarten vor der Kirche «Gottesacker» nennt oder der über die ganze Länge des gotischen Kirchenfensters den unkatholischen Aufruf «Oh du mein Gott!» anbringen lässt. Vor Redaktionsschluss dieser Ausgabe waren in der Pfarrgemeinde und im größeren Ausmaß außerhalb der Kirche besorgte Fragen zu hören: Wird der kommende neue Pfarrer die Initiative seines Vorgängers begreifen, die Kirche für zeitgenössische Kunst sperrangelweit zu öffnen?

Andrä Kunst – Andere Kunst?

Wie sehr in dieser Kirche St. Andrä in inquisitorischem Sinn mehrfachblasphemiert wird, und das ohne jede Versündigungseinsicht, zeigt ein Blick in den 350-seitigen Katalog «Andrä Kunst», was bei Lektüre im Ermüdungsstadium leicht als «andere Kunst» gelesen werden kann. So ist es wohl gewollt. Der Katalog ist deshalb hilfreich, weil es sich bei den

zeitgenössischen Additionen zum üblichen Barock oft um Kleinigkeiten handelt, die man an dieser Stelle nicht vermutet hätte.

«Ein ebenso großes Anliegen wie die Fragen rund um das Thema Flüchtlings-Integration ist mir die kirchliche Gastfreundschaft gegenüber zeitgenössischer Kultur. Im Bereich der Bildenden Kunst kann ich etwas an Kompetenz in das viel zitierte Dialogfeld Kunst & Kirche einbringen. 1999 haben wir in unserer Pfarre mit der Initiative Andrä Kunst begonnen. Wir versuchen zeitgenössische Kunst in den Kirchenraum und in die Liturgie einzubeziehen. Diese Interventionen haben selbstverständlich nicht nur Zustimmung ausgelöst, sondern auch Irritationen und Verstörungen. Der Großteil der Erwartungen der Kirchengemeinde, was die Auswahl der präsentierten Kunst betrifft, wurde enttäuscht. Ich wollte nicht etablierte Kirchenkunst (mit der vielfach sehr fragwürdigen Qualität) zeigen, sondern einen Dialog mit der tatsächlich aktuellen Kunstszene führen. Diese Grundentscheidung produziert Spannungen, die Freiräume und Kommunikation benötigen, um fruchtbar gemacht zu werden», ist im persönlichen Erfahrungsbericht des Pfarrers Hermann Glettler zu lesen.

Die Vermittlungsarbeit sei für das Gelingen dieses Dialogprojektes entscheidend, fügte der innovative Pfarrer hinzu. Leider habe diese bisher nicht immer im ausreichenden Maß stattgefunden, obwohl er in Predigten und oftmals auch nach den Gottesdiensten zu den aktuellen Kunstwerken in der Kirche Stellung bezogen und versucht habe, Wege einer konstruktiven Auseinandersetzung aufzuzeigen. «Zunehmend vergrößert sich die Gruppe der Interessierten, die mit wesentlich weniger Vorbehalten in den Kunstdialog einsteigen, als dies in den ersten Jahren der Fall war. Die Kirche bindet sich durch ein oftmals auch anstrengendes Sich-selbst-Konfrontieren mit zeitgenössischer Kunst in einen öffentlichen Diskurs ein. Menschen erleben durch diese Öffnung Kirche als einen attraktiven und vitalen Ort. Es finden Begegnungen statt, und nicht selten werden verhärtete, ablehnende Positionen relativiert», schrieb Pfarrer Glettler, und man kann beim Lesen der letzten Sätze nachvollziehen, weshalb ihn der Bischof von Graz-Seckau zum Vikar für Mission berufen hat.

Glettlers Missionarismus führt nicht dazu, die Autonomie der Künstler_innen in Frage zu stellen. Der Pfarrer will die Künstler_innen nicht katholisch

machen. Kunst dürfe provozieren. Der Pfarrer, der auch Kunsthistoriker ist: «Mit Provokation als erster Aufgabe von Kunst ist nicht gemeint, dass Kunst immer als antibürgerliches Ärgernis auftreten müsste. Auch wenn das gelegentlich seine Berechtigung hat. Provokation beschreibt also nicht das Auslösen von einem oberflächlichen Bürger-schreck, sondern ein – im Wort-sinn des Lateinischen provocere – Herausgerufenwerden aus einer falschen Engstirnigkeit, aus Intoleranz, aus einer falschen Sauriertheit usf. Gegen jede Form geistiger und geistlicher Erstarrung passiert durch Kunst ein Angerufenwerden, zumindest für den, der sich rufen lässt.»

Autonomie der Kunst gegenüber der Religion

«Andrä Kunst» besteht aus temporären und ständigen Installationen außerhalb und innerhalb der Kirche. Am auffallendsten sind die scheinbar willkürlich gewählten Wörter auf der Kirchenfassade. Diese Wörter auf allen Wänden sind das größte Rätsel des Griesviertels. Jedes Wort in anderer Farbe: Schafferde, Arabische Nächte, Anno Dazumal, Blaues Wunder, Musterknabe – solche Begriffe, scheinbar zufällig verstreut, zwinkern den Passant_innen zu (generell zwinkern Kirchen nicht!). Der Künstler Gustav Trogler versteht diese Signale u. a. als Protest gegen die Firmenmarken, die sich auf den Fassaden der Großstädte breit machen, während die Botschaften der meist jungen Stadtbewohner_innen, auch wenn sie nur «Fuck Red Bull» lauten, zu Vandalen-akten erklärt werden. Um das Geheimnis zu enträtseln: Die Wörter auf der Kirche St. Andrä sind die Bezeichnungen der Farbpalette der Farbenfirma Adler.

Eine monströse «Kritzelei» in einer Seitenkapelle der Kirche absorbiert meine größte Aufmerksamkeit. Was sagt der Denkmalschutz dazu? Ein ekstatisches, chaotisch anmutendes, rotfarbiges Liniengeflecht überzieht den Raum und verdichtet sich auf der Kuppel. Dieses Werk schuf der in Wien lebende Maler Otto Zitko im Jahr 2003, und ich weiß nicht, ob er dabei an die Evangelium-Stelle «Ich bin gekommen, Feuer auf die Erde zu werfen, und wie froh wäre ich, würde es schon brennen» dachte, oder ob es sich um eine



Bild linke Seite: Otto Zitkos «Vandalen-akt». Bild oben: Die Fassade der rätselhaften Wörter. Bild links: Ein mit Spiegeln behüteter Jesus am Hauptaltar

Assoziation des Pfarrers zu diesem Bild handelt. Das Jesus-Zitko klingt aggressiv, aber Hermann Glettler beruhigt uns: Mit dem Feuer ist Jesu Geist gemeint. Zitkos «Vandalenakt» strahlt, so oder so interpretiert, eine Unruhe aus, die in katholischen Kirchen sonst nicht zu finden ist. ◀

Eine Willkommenskultur auf 64 Feldern macht sich in der Stadt breit

Schach, Oida!

Schach ist eine universelle Sprache, hat keine Heimat, braucht keine Integration, es reicht aus, sich über die basalen Regeln zu verständigen. *Kurto Wendt (Text) und Bianca Traxler (Fotos) besuchten am Weltflüchtlingstag eine Schachveranstaltung.*

Am 20. Juni, dem Weltflüchtlingstag, hat Wien über tausend Mal, bei über 50 Veranstaltungen in allen Bezirken «#WELCOMEoida. In unserer Stadt sind Flüchtlinge willkommen – Wien bleibt solidarisch!» gesagt. Bei der Abschlusskundgebung, dem Umbrella March, wurde das Projekt New Here vorgestellt. New Here ist ein interaktiver, piktogramm-basierter Wien-Stadtplan, der es Neuankömmlingen – auch mit Hilfe von Übersetzungen – erleichtert, sich selbstbestimmt in Wien zu orientieren, und Angebote für schutzsuchende Menschen in der Stadt bündelt. Der Stadtplan steht unter www.newhere.org zur Verfügung und hat bereits jetzt eine beeindruckende Vielfalt für alle Lebensbereiche erreicht. Eines der 50 Ereignisse war «Welcome Oida – Chess.»

Der Schachclub «Roter Bauer 7*Stern» lud zu freiem Schach und einem abschließenden Blitzschachturnier ein, und mehr als 40 Spieler_innen kamen, die Hälfte davon Newcomers, um gemeinsam ernsthaften Spaß und spaßige Ernsthaftigkeit zu erleben.

Eine der Organisator_innen, die Niederländerin Kineke Mulder, die 1991 nach Wien kam und über die Schachrätsel im «Standard» von Michael Ehn die Liebe zum Schach fand, war eine der Ersten, die bei «Train of Hope» am Hauptbahnhof mit drei Garnituren Schach aufgetaucht ist und 10 bis 15 Stunden pro Woche einfach spielte. «Freundinnen sagten zu mir, wir müssen uns genau überlegen, was wir tun und wie wir helfen können. Du hast es leicht, du spielst einfach Schach», schildert die Graphikerin und Webdesignerin ihre Lage im September 2015, «egal ob Kinder oder alte Menschen, Schach zieht viele in den Bann, ein paar Minuten oder Stunden gemeinsam an was anderes zu denken und Spaß zu haben, schafft auch die Basis dafür, andere Probleme bewältigen zu können.»

Im letzten halben Jahr lernte Mulder dabei immer mehr Menschen kennen, die dasselbe an anderen Enden der Stadt machten: Joe Wallner, selbst FIDE-Meister und Schachverantwortlicher, der immer wieder mit Schachgarnituren und einem Gartenschach aushilft, und vor allem Khaled Mahdi und Albadi Abd al Sattar, die im «Verein für soziale Gerechtigkeit» als Schachtrainer für Newcomer arbeiten. Beide sind in den 90er-Jahren des letzten Jahrhunderts von Ägypten und dem Irak nach Wien migriert und wurden sofort fixe Größen in der Wiener Schachszenen. Ihre Sprachkenntnisse und ihre Migrationserfahrungen machen sie genauso wie die freiwilligen Dolmetscher_innen auf den Bahnhöfen zu zentralen Figuren in der Unterstützungsbewegung für die Neuankommenden.

Schach braucht keine Integration und keine Wertekurse, lokal erworbene Fähigkeiten müssen nicht in andere kulturelle Kontexte transferiert werden, niemand maßt sich an, die Qualifikationen anderer zu entwerten. Es gibt auch keine Wartezeiten, um am Meisterschaftsbetrieb teilzunehmen, egal wie der jeweilige staatliche Aufenthaltstitel ist.

Einfache, universelle Regeln, die für alle gelten, Respekt vor den Mitspielenden und Fairness, mehr braucht es nicht. «Die Kinderfreunde helfen uns jetzt, die Schachregeln bilingual in Arabisch/Deutsch zu drucken», freut sich Kineke Mulder über dieses Zusatzmittel für den Spracherwerb, und zwar in beide Richtungen.

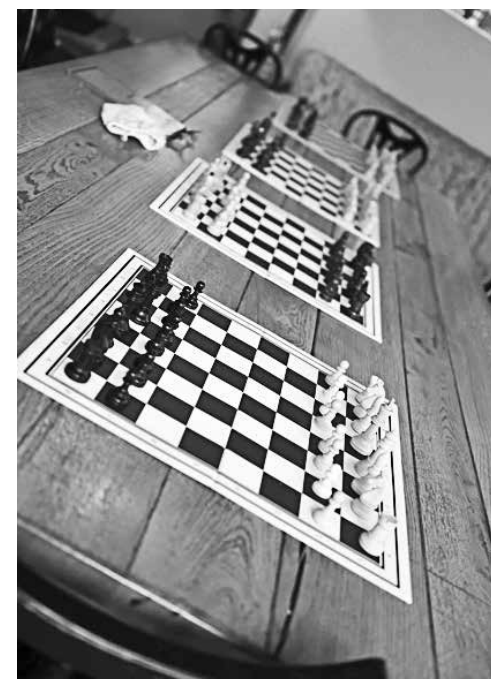
Mit Schach Leute kennenlernen

Sie alle waren auch ins Café «7*Stern» gekommen, neben einigen Mitgliedern des dort angesiedelten Clubs «Roter Bauer» und Menschen aus verschiedenen Flüchtlingsunterkünften. Einer von ihnen, Eyad Salaymeh, vor 14 Monaten aus Damaskus geflohen und in Österreich gelandet, nimmt jede Gelegenheit wahr, Schach zu spielen. «Es ist sehr schwer, in Wien Leute kennenzulernen, mit Schach ist es viel leichter», erläutert er sein Motiv. «Und immer wieder sehe ich auch neue, freundliche Orte.» Salaymeh wartet auf sein Asylverfahren und hat noch keinen Hinweis bekommen, wann ein Ergebnis zu erwarten ist. «Schach wäre ein schöner Beruf, aber ich bin leider viel zu schwach», scherzt Salaymeh. Unter den Anwesenden ist er, von der Spielstärke aus betrachtet, im besseren Mittelfeld anzusiedeln. Der Jüngste ist gerade mal sechs Jahre alt, die Älteste weit über 60. Vier Stunden lang wurde gespielt und gelacht und am Ende der Partien wurden fast immer E-Mail- oder Facebook-Adressen ausgetauscht.

Zum abschließenden Blitzschachturnier, beim Blitzschach hat jede_r für die gesamte Partie 5 Minuten Bedenkzeit, traten 16 Spielende an, und nach 62 Spielen konnte sich Aco Alvir als Sieger durchsetzen. Er ist aktuell Wiener Meister – und auch kriegsbedingt in den 90er-Jahren aus Bosnien nach Wien geflohen.

Weil es so nett war, hat der «Rote Bauer 7*Stern» beschlossen, «Welcome Oida – Chess» an jedem 20. Juni zu einem Jour fixe zu etablieren. Wer nicht so lange warten will, kann einen der Schachorte aufsuchen, an denen regelmäßig gespielt wird. Hervorzuheben vielleicht «Fremde werden Freunde», die jeden Donnerstag im Hof 4 des Alten AKH von 18 bis 21 Uhr zu den Figuren greifen, oder eine der vielen anderen Destinationen, die auf der Seite des Wiener Schachverbands aufgelistet sind. ◀

Du hast es leicht, du spielst einfach Schach





Von der Leichtathletik zum Fußball: Clara Popescu ist Obfrau beim FC Calaromania Wien. Ihr Ehemann Sorin ist offiziell zwar Vize-Obmann, sieht sich aber nur als «Helfer»

Neuer Verein mit weiblichen Führungskräften Ich bin keine Puppe

Der FC Calaromania Wien hat bereits eine Saison gemeistert und geht mit Zuversicht in die nächste. Hannes Gaisberger (Text) und Mehmet Emir (Fotos) trafen die umtriebigen Macher_innen des Projekts, die den Ball vorerst flach halten.

«Aber wieso sind Sie auf uns gekommen?» Sorin Popescu ist zunächst etwas skeptisch. Ein Artikel über den Verein? Nicht nur über die schillernde Tatsache, dass bei Calaromania Frauen die neuralgischen Positionen Obmann und Trainer besetzen? Doch es gab im Wiener Fußball schon Frauen wie Ulrike Kreuzthaler, die dem SV Aspern vorstand. Ein Fußballverein mit rumänischem Background ist doch auch ein paar Zeilen wert. Herr Popescu nimmt es zur Kenntnis und hält sich fürderhin zurück. Schließlich ist er der Vize-Obmann. Seine Gattin Clara Popescu ist die Obfrau des Vereins.

Die studierte Wirtschaftsingenieurin steht Calaromania Wien seit der Gründung im Mai 2015 vor. Es gab keinen Vorlauf in Hobbyligen. «Wir hab von null

angefangen. Doch wir hatten Kontakte zum österreichischen Leichtathletikverband, das war für uns ein Vorteil. Daher wussten wir ein bisschen, wie der Sport in Wien organisiert ist.» Die Idee zu einem Verein stand schon länger im Raum, doch hatte sie anfangs nicht die Schneid dazu. «Ich hatte eine Firma in Österreich und weiß, wie es in der Wirtschaft momentan aussieht. Aber dann war ich einmal mutig.» Frau Popescu kommt aus dem Leichtathletikbereich, war früher auf den kürzeren Laufdistanzen unterwegs und hat rumänische Meistertitel erungen. Später hat sie Andreea Dragan trainiert, die ihrerseits im Gehen mehrere Titel eingeholte hat. Frau Dragan wiederum coacht nun den FC Calaromania Wien.

Der Name Calaromania hat auch auf Rumänisch keine Bedeutung



Der Name Calaromania sei eine bloße Lautmalerei, habe auch auf Rumänisch keine Bedeutung. Man betreibe auch einen gleichnamigen Kulturverein, die Aktivitäten seien jedoch getrennt. Hier der Fußball, dort Dichterlesungen, Modeschauen und dergleichen. Die Popescus sind überaus aktiv in der rumänischen Community. So traten sie zuletzt bei der Wienwahl 2015 mit der Rumän_innen-Partei an, die mit Forderungen wie einer 27,5-Stunden-Woche und einem Grundgehalt inkl. Versicherung für Hausfrauen für Aufsehen sorgte. «Wir wollten eine Vertretung auf administrativer Ebene für unsere Community. Für uns war es eine Erfahrung. Ich bin zufrieden, denn ich habe etwas gelernt», zieht Clara Popescu Bilanz.

Zu gut integriert

Ähnlich fällt auch das Resümee über die vergangene, erste Saison des FC Calaromania aus. «Die Jungs haben sich

bemüht», schaltet sich Vize-Obmann Sorin Popescu ein. Auch Frau Popescu ist grundsätzlich zufrieden, aber im Herbst hätten die Kicker «gespielt wie Mädchen – nicht eine gelbe Karte». Die routinierten Teams haben den Neulingen die Schneid abgekauft. Nach etlichen Aussprachen habe sich das verbessert. Während man in der Fair-Play-Wertung nach unten rutschte, stieg man in der Tabelle nach einem starken Frühjahr bis auf den sicheren 9. Platz. Gelbe Karten gibt es nun genug, auch manche Rote bleibt nicht aus. «Wir haben einen Spieler, der sehr viel spricht. Er kann leider sehr gut Deutsch ...», zeigt Herr Popescu die Schattenseiten guter Sprachkenntnisse auf.

Die Mehrheit des Kaders stammt aus Rumänien, wobei viele schon seit langer Zeit in Wien beheimatet sind. Es gibt jedoch auch einen Kicker aus dem Irak, und zuletzt habe man drei Flüchtlinge in den Kader aufgenommen. Für einen Spieler aus dem aktuellen Kader gibt es eine Anfrage aus Rumänien, womit die Popescus ihre Arbeit honoriert sehen. Wenn der Verein dann auch noch eine angemessene Ablösesumme erhält, sei das eine gute Sache. «Damit können wieder andere Fußballer finanziert werden.»

Die nächsten Entwicklungsschritte sind jedenfalls schon geplant. In dieser Saison wird man auch eine Reserve anmelden, nächste Saison soll eine Frauenmannschaft folgen. «Wir haben momentan erst acht Spielerinnen, aber wir werden das schaffen», ist Frau Popescu überzeugt. Sie tut, was in ihrer Kraft liegt. «Das Organisatorische ist zu schaffen. Aber das Budget ...» Das bräuchte man auch für Nachwuchsmannschaften. Momentan beteiligt sich Calaromania an dem Projekt «Bewegt im Park». «Da kommen viele Kinder, die sind so begeistert. Sie fragen mich, wann sie anfangen können.» Doch dafür



Die Obfrau möchte auch ein Frauenteam aufbauen

benötigt man wieder mehr Organisation, Zeit, Geld und nicht zuletzt Trainingsplätze.

Pendler zwischen Mauer und Gruabn

Durch die Knappheit der verfügbaren Plätze spielt und trainiert man nun an verschiedenen Orten. «Wir sind überall. Wir trainieren in Mauer und spielen beim WAF. Peter (Schrimpl, Anm.) vom WAF hat mir geholfen, mich mit gutem Rat unterstützt und mir Mut gemacht.» Für gewöhnlich braucht Frau Popescu aber keine Hilfe. «Ich bin keine Puppe. Ich wasche die Leiberl, ich leite das Training, wenn Frau Dragan auf Urlaub ist.» So unterschiedlich findet sie die Anforderungen im Vergleich zu ihrer Tätigkeit als Leichtathletiktrainerin nicht, da der heutige Fußball ohnehin sehr athletisch sei. «Wenn jemand ein guter Läufer ist, kann er auch ein guter Fußballer sein. Er benötigt Ausdauer, Geschwindigkeit, und er kann ein bisschen Technik lernen.» Daran habe es auch der rumänischen Nationalmannschaft bei der EURO gefehlt, sie fand ihr Spiel körperlos und zu technisch. In dieser Hinsicht sei Österreich schon weiter, moderner, findet Frau Popescu.

Apropos modern: Eine Frau als Trainerin ist natürlich schon eine ausgesprochene Rarität. Man habe allen Spielern von Anfang an gesagt, dass sie den Anweisungen der Trainerin zu folgen hätten. «Wer damit ein Problem hat, hat bei uns nichts verloren.» Herr Popescu gibt den zwei Frauen im Führungstrio Rückendeckung. Er strahlt Ruhe aus, Ruhe, die ihm auch selbst guttut. Die Popescus sind nämlich auch Veranstalter von Misswahlen, und ein jahrelanger Rechtsstreit mit den Machern von Miss Austria habe ihren Mann so aufgeregt, dass er einen Schlaganfall erlitt, so Clara Popescu. «Wir hatten ein langes, laaanges Verfahren mit diesen Leuten, vier Jahre hat das gedauert. Zuletzt sind wir bis vor den Obersten Gerichtshof gezogen und haben schließlich gewonnen. Aber was haben wir gewonnen? Wir haben Zeit verloren, mit Drohungen gelebt, mein Mann ist krank geworden.» Seit der Streit um die Namensrechte geklärt ist, dürfen sie offiziell den Wettbewerb zur Miss Österreich austragen, dazu machen sie auch Veranstaltungen auf Bezirksebene.

Zurück zum Fußball: Zu ihren weitreichenden Aufgaben als Obfrau zählt die quirlige Akademikerin auch das Steuern und Betreuen von überschießenden Emotionen. «Ich muss für das Gleichgewicht sorgen. Leidenschaft ist gut, doch die muss auf dem Feld bleiben. Dann sage ich zu unseren Spielern: Schaut, die haben schon vergessen, was sie gesagt haben. Ich muss das in einen Rahmen bringen.» Herr Popescu kann sich in diesen Momenten nicht immer zurückhalten, und wird dann in der Kabine laut. Obwohl ihm das nicht guttue, wie Frau Popescu findet. Ihr Mann Sorin wiegelt einmal mehr ab: «Ich bin nur der Helfer.»

Kick-Tipp

Sommerfrische: SV Rasenspieler Donauefeld – Wiener SK; Sportplatz SC Grobengersdorf, Samstag, 23. Juli, 18 Uhr. Die Europameisterschaft ist vorbei, der Sommer hat gerade erst begonnen: Was kann es Schöneres geben als Fußball ohne jeden Stress und Siegwang? Ohne Elferschießen, Torkamera, ORF-Kommentatoren und Autokorso? Richtig: Regionalfußball-Vorbereitungsspiele fernab der Gluthitze des Großstadtdschungels. So bietet etwa die Marktgemeinde Grobengersdorf nicht weniger als zwei alte Kellergassen, einen Pfarrhof aus dem Jahre 1703, einen Fischteich, ein Museum für Dorfkultur und jede Menge freie Natur. Ach, ja – und am dortigen Fußballplatz am vorletzten Juliwochenende ein exterritoriales Wiener Derby Ostliga versus Wienerliga. Die Weinbaubetriebe Rath und Windisch haben ausgesteckt.

Waldstadion
2212 Grobengersdorf
www.scgrossengersdorf.at

Öffis: Regionalzug (z. B. ab Wien Mitte) in Richtung Laa an der Thaya bis Obersdorf, dort in Richtung Gänserndorf umsteigen. Der Sportplatz liegt direkt an der Bahngasse, etwa 15 Minuten in Richtung Süden. Der letzte Zug mit Anschluss nach Wien fährt um 21.03 Uhr.

Sommerfrische: FC Stadlau 1913 – FV Austria XIII; Sportplatz ASVÖ 13, Samstag, 30. Juli, 18 Uhr. Gerade einmal 33 1/3 Stadlauer Sportanlagen würden auf der Gesamtfläche des Fürstentums Monaco Platz finden – vielleicht sind die Dimensionen im Arkadien des Wiener Fußballverbands so zumindest ein wenig begreifbar. Dass der die Besucher_in in Transdanubien einstweilen noch um einiges günstiger davonkommt, steht außer jedem Zweifel – wo es mondäner zugeht, wohl ebenso: Neben drei Fußballplätzen (alle mit Flutlicht) einer Leichtathletikanlage und zwei Beach-Volleyball-Plätzen gehört zur Stadlauer Sportanlage gleich ein komplettes Freibad – Familienbecken und 16.000 Quadratmeter Liegewiese inklusive. Wer also nach dem Badevergnügen noch Lust auf ein grundvernünftiges Sommerkickerl hat: Am letzten Samstag im Juli kommt mit den Dreizehner Wiens älteste Austria zu Besuch. Wer braucht schon die AS Monaco?

Erzherzog-Karl-Straße 108
1220 Wien
www.fcstadlau.at

Öffis: S80 bis Haltestelle Erzherzog-Karl-Straße

Sommerfrische: ASK Bad Vöslau – Post SV; Bad Vöslau, Sportanlage Rohrwiese, Samstag, 6. August, 18 Uhr. Mineralwasser eignet sich keineswegs nur als wohltuend prickelndes Sommergetränk, es lässt sich auch ganz formidabel darin plantschen: So sprudelt solches seit etwa 15.000 Jahren aus dem Vöslauer Urgestein, fast genau so lange kommen die Wiener, um unterzutauchen – was in weiterer Folge 1919 zur Gründung des ASK Bad Vöslau führte. Und mit Josef Degeorgi, der am hiesigen Sportplatz seine ersten Fußballschuhe zeriss, zu einem der stilvollendeten Verteidiger der österreichischen Fußballgeschichte. Dass der Kantinegarten mit Sitzpolstern ausgerüstet ist und besten Einblick auf das Spielfeld gewährt, ist da nur konsequent: Am ersten Samstag im August versucht ebendort der Wiener Postsportverein zu zeigen, wo der Barthel die Post – bitte um Entschuldigung: den Most zum Sprudelwasser holt. Veilchengasse
2540 Bad Vöslau
www.askbadvoeslauer.at

Öffis: S3 oder Regionalzug (z. B. ab Wien Mitte) bis Bad Vöslau. Der Fußballplatz liegt direkt an der Südbahn, vom Bahnhof etwa 15 Minuten in Richtung Triest. Die letzte Schnellbahn reitour nach Wien fährt um 0.06 Uhr.



«Kein Nachteil»

Faiza Sadek-Stolz ist eine Akademikerin, die sich für mehr Bildungsgerechtigkeit einsetzt. Von Uwe Mauch (Text) und Mario Lang (Foto)

Dritte Schulstunde, Geografie in der 4C: Die acht Buben und neun Mädchen erheben sich von ihren Stühlen, als die junge Lehrerin das Klassenzimmer betritt. Ihr freundliches Lächeln und die leicht tiefer gelegte Stimme holen selbst jene Lauser in den Unterricht zurück, die jetzt lieber ein Glaserl Wasser über das Make-up ihrer Mitschülerinnen leeren würden.

Eine vierte Klasse in der Neuen Mittelschule in der Glasergasse ist kein Kindergeburtstag, aber auch kein Drama. Faiza Sadek-Stolz weiß, wo sie die Kids abholen kann. Sie ist eine Quereinsteigerin – eine von 71 Fellows der Bildungsinitiative «Teach for Austria».

Die gemeinnützige GmbH, die sich zum überwiegenden Teil durch Spenden finanziert, rekrutiert junge Hochschul-Absolvent_innen, bildet sie kompakt aus und entsendet sie dann für zwei Jahre als vollwertige Lehrkräfte an Schulen, an denen besonders viele Kinder aus armen und armutsgefährdeten Familien unterrichtet werden.

Heute lädt «Frau Sadek-Stolz», wie sie von ihren Schüler_innen mit Respekt genannt wird, für eine Stunde in die USA ein. Und siehe da! Das Land der begrenzten Möglichkeiten geht den 14-Jährigen sofort nahe. In vielerlei Hinsicht.

Dem aufgeweckten Kevin lässt die freie Marktwirtschaft keine Ruhe: «Wie ist es möglich, dass ein Land pleite geht, wenn es seine Währung selbst drucken kann?»

Dann kommt die Rede auf den Schmelzriegel der Vereinigten Staaten. Victoria zeigt auf: «Schau uns an, wir sind auch ein Melting Pot. Wir sind alle Ausländer, mit Ausnahme vom Kevin.»

Sie gibt damit ihrer Lehrerin die Chance, den Unterschied zwischen Ausländer_innen und Menschen mit Migrationshintergrund zu erläutern: «Mein Mann ist Ausländer, Amerikaner, um genau zu sein.» Sie selbst sei die Tochter einer Gymnasiallehrerin aus Tulln und eines Geschäftsmanns aus Kairo. Für mich ist das kein Nachteil, im Gegenteil.»

Ihr Vater und ihre Mutter haben sich in einem Studentenheim in Wien kennen gelernt, erzählt Faiza Sadek-Stolz in der Pause. Die Mutter hat für das Lehramt studiert, der Vater Volkswirtschaft. Der Onkel des Vaters war der letzte König Ägyptens. Das sagt sie nicht aus einem Dünkel, sondern zur Erklärung: «Mein Vater hat es nach dem Sturz seiner Familie nie leicht gehabt hat, weshalb er einige Jahre nach dem Studium nach Wien zurückkehrte.»

Sie selbst wollte gleich nach der Matura in einem Tullner Gymnasium mehr über ihre Wurzeln erfahren. Aus den sechs Monaten, die sie ursprünglich eingeplant hatte, um in Kairo Arabisch zu lernen und die Familie ihres Vaters kennen zu lernen, wurden sechs Jahre. Heute sagt sie: «Ich kam als Österreicherin an und als halbe Ägypterin wieder zurück.»

Dazwischen hat sie an der privaten Amerikanischen Universität in Kairo mit Stipendium Anthropologie und Umweltwissenschaften studiert – und ihre Leidenschaft für das Thema Bildungsgerechtigkeit entdeckt: «Wir haben junge Menschen unterrichtet, die entweder aus benachteiligten Regionen Ägyptens in die Hauptstadt kamen oder in einem Armenviertel Kairo lebten. Das war wirklich schön.»

Vermittlerin: Faiza Sadek-Stolz ist Fellow bei «Teach for Austria»

i Lokalmatador_innen sind Menschen, die zum Gelingen der Stadt beitragen. Seit Jänner 2000 erscheinen ihre Porträts in jeder Ausgabe des Augustin.

LOKAL-MATADORIN
No 368

AUGUSTIN



Nach den erst friedlichen, dann blutigen Aufständen und Machtergreifungen in Ägypten musste sie mit ihrem Mann schweren Herzens das Land verlassen. «Das Leben war für uns zu gefährlich geworden. Ohne Pfefferspray habe ich mich nicht mehr aus dem Haus getraut. Und nach sieben Uhr am Abend bin ich gar nicht mehr auf die Straße raus.»

Ihr jüngerer Bruder hat dann in Wien, an der Wirtschaftsuniversität, ein Plakat von «Teach for Austria» gesehen und spontan gemeint: «Das ist was für die Faiza!» Ein Glücksfall. Für alle. Nach dem ersten Jahr an der Schule spricht die Direktorin mit Hochachtung über ihre junge Mitarbeiterin, deren Gehalt vom Stadtschulrat bezahlt wird. Ihre Lehrerkolleg_innen freuen sich über die tatkräftige Unterstützung. Und die Schüler_innen nehmen ihr ab, wenn sie ihnen erklärt, dass Gratis-Schulbildung ein großes Geschenk ist.

Das größte Kompliment kommt aber von ihrer Mutter, die selbst unterrichtet: «Sie sagt, dass ich an der neuen Aufgabe gewachsen bin.» Teach in Austria: Das hat auch zur Folge, dass ihre heute 18 Monate alte Tochter Salma Elizabeth ihrem ersten Namen entsprechend weitgehend in sozialem Frieden aufwachsen kann.

Sinnvolles bewegen! Lautet das Lebensideal ihres Vaters. Als selbstbestimmte Frau leben! Ist das Motto ihrer Mutter. Die 27-Jährige kommt den Leitmotiven ihrer Eltern bereits sehr nahe. Nach den Sommerferien beginnt ihr zweites Schuljahr. Es ist möglich, dass sie der Schule am Alsergrund noch länger erhalten bleibt. Dank ihrer Arabisch-Kenntnisse wurde sie hier zu einer wichtigen Bezugsperson für die Flüchtlingskinder.

Fix ist in jedem Fall, dass sich Faiza Sadek-Stolz weiterhin im Bildungssystem engagieren möchte. Gerne auch wieder in einem Armenviertel von Kairo: «Irgendwie zieht es uns wieder zurück nach Ägypten, auch wenn dort manches sehr schwierig ist. Aber wir konnten uns, als wir weg mussten, nicht einmal richtig verabschieden.» Mehr über die Bildungsinitiative unter: www.teachforaustria.at.

Mehmet Emir fotodokumentiert den Wandel seiner kurdischen Heimat

Die schönen Jahre sind vorbei

Unser Kolumnist, Herr Hüseyin (im bürgerlichen Leben Mehmet Emir), hat neben dem Schreiben noch viele andere Talente, angefangen vom Fußballspielen über Schauspielen und Musizieren bis hin zum Fotografieren, das vor allem in den letzten Jahren von immer größerer Bedeutung für ihn geworden ist. Mehmet Emir folgte als Sechzehnjähriger aus dem kurdischen Teil der Türkei seinem gastarbeitenden Vater nach Wien, aber nicht, um es ihm gleichzutun, sondern um hier Fußballprofi zu werden.

Emir sen. ist Vertreter der ersten Generation an Gastarbeitern, und dem Sohnmännchen blieb zunächst das Hackeln am Bau auch nicht erspart. Der Vater

wurde allmählich über den Gastarbeiter hinaus zum Gastarbeiter-Fotografen. Das bedeutet, er lichtete seine Kollegen ab, natürlich nicht in den realen (tristen) Verhältnissen, sondern in beschönigenden Szenarien, um der zurückgebliebenen Familie den goldenen Westen vorzugaukeln.

Sohn Mehmet, der das Fotografieren vom Vater gelehrt bekam, drehte den Spieß um. Mindestens einmal im Jahr sucht er seine Heimat auf, um ihren Wandel möglichst realistisch festzuhalten. Eine klitzekleine Auswahl aus den rund 20.000 Aufnahmen, die in nunmehr über dreißig Jahren entstanden sind, zeigt das MUSA in seiner Startgalerie in den Sommermonaten.

Mehmet Emir verschweigt im Gespräch über seine Arbeit mit dem Titel «Viele Jahre» nicht, dass er schon langsam die Lust an diesem Projekt verliere, denn seine Heimat (Çiğırılı/Hozat/Tunceli, Anm.) vermittele ihm mittlerweile das Gefühl, sich irgendwo in Europa zu befinden. Mit der zunehmenden Mobilität ist die regional-spezifische Ausprägung verloren gegangen. Der Fotograf nennt zwei plastische Beispiele: Der Stil der Kleidung und die Art, Häuser zu bauen, hätten sich in den letzten Jahren ganz stark verändert.

reisch



Foto: MEHMET EMIR

Tiere werden im Heimatdorf von Mehmet Emir weniger – ein Indikator für die Modernisierung



Eröffnung am 7. Juli um 19 Uhr. Die Ausstellung ist dann bis zum 25. August bei freiem Eintritt zu sehen. musa.at

Liegen gelassen: «Wherever I lay my hat, that's my home.»

In diesem Sinne begibt sich Mario Lang auf Reisen. Die Souvenirs bleiben in den Regalen, stattdessen lässt er an ausgewählten Plätzen ein Stück von sich zurück.



Dezember 2007, Algarve, T-Shirt (B92)

«B92», bitte nicht zu verwechseln mit «B-52» (Kampfjet), ist ein Belgrader Radiosender, der sich während des Jugoslawienkrieges gegen die Militarisierung der Bevölkerung und gegen das Milošević-Regime ausgesprochen hat. Sogar an der Algarve (südlichste Region Portugals) ist der inzwischen zum Boulevard-Medium mutierte Sender via Internet zu empfangen. Apropos Algarve, die empfiehlt sich auch in der Nach-Balermann-Saison Dezember: Kaiserwetter minus Massentourismus.

Auch die Karenzpapas (KP) denken von Turnier zu Turnier. Zwei Jahre ist das letzte her. Es war das erste, das ihre Erstgeborenen bewusst miterlebten. Während die WM-Stars ihre Mittagskicker in der brasilianischen Wintersonne spielten, entwickelten die Vierjährigen ein mittel-europäisch-sommerzeitliches Kick & Watch & Rush am Brunnenmarkt mit.

Gekickt haben sie mit den anderen Kindern vom Markt eine Lederwuchtel. Dann hat es sie zum großen Fernseher vor dem türkischen Wirt gezogen – watch! Der Wirt hat die Kinderschar aber meistens von den Gastgartensesseln vertrieben, weil das Konsumpflichtbewusstsein der KP höchstens zur Bestellung zweier Gläser Ayran für ihre Buben gereicht hat – rush!

Zum Glück konnten die Kinder vorübergehend zu anderen Straßen-TV-Geräten flüchten, und gegen 19 Uhr räumten die Standler endlich ihr Zeug weg. So zierten in der zweiten Halbzeit mitunter statt Gemüse & Obst & Gewürzen die Kinder des Kick & Watch & Rush die Verkaufsvorrichtungen und nahmen von der Marktlage aus am halböffentlichen Fußballschauen teil.

So war das 2014. Heuer ist Europameisterschaft. Das österreichische Team hat auch kurz vorbeigeschaut, die großen KP-Buben spielen jetzt Kick & Watch & Lego. Die unbegleiteten Minderjährigen aus 2014 fehlen.

Auch weiter vorn, am Yppenplatz, ist nicht mehr alles beim Alten. Kein Lokal schreibt mehr skurrile Spielankündigungen mit Kreide auf den Asphalt. 2014 verkündete die Straßenkreide eines Nachmittags folgendes Abendprogramm: «18 Uhr: Kolumbien vs. Iran (Handball), Bosnien (ohne Herzogowina) vs. Nigeria (Schach).»

Zum Staunen gibt es aber auch 2016 etwas am Platz. Zum Beispiel den leibhaftigen Esel, der bei Island gegen Österreich im Fernsehpublikum war. Der hatte nebenan einen Filmdreh, gemeinsam mit seinem Kollegen Andreas Vitasek. Und während ganz Österreich am isländischen Tormann zu verzweifeln begann, begrüßte der lateinamerikanische Gastgartenbetreiber einen Passanten und präsentierte ihn den Fingernägeln kiefelnden Fernsehern mit den Worten: «Dieser Mann ist aus Island.» Der Isländer kaufte sich ein Eis und interessierte sich nicht weiter für die Helden aus seinem Heimatland. Ice & Lick & Chill!

Klaus Federmair

In Breitensee huldigte man einem sehr Einheimischen, der zum Vorreiter wurde

Verächter der Obrigkeit

Am 10. Juni ist H. C. Artmann kurz aufgestiegen in seinen Hieb, Breitensee, um sich zu vergewissern, ob die Enthüllung der Gedenktafel für den Dichter in der Kienmayergasse 43 eher ein poetischer Act war oder eine von oben befehligte Amtshandlung. Zufrieden über das Wahrgenommene konnte er sich in die Simmeringer Feuerhalle, sein Domizil seit 2000, zurückziehen. Von Robert Sommer.

«Es gibt einen Satz, der unangreifbar ist, nämlich der, daß man Dichter sein kann, ohne auch irgendjemals ein Wort geschrieben oder gesprochen zu haben. Vorbedingung ist aber der mehr oder minder gefühlte Wunsch, poetisch handeln zu wollen. Die alogische Geste selbst kann, derart ausgeführt, zu einem Act von ausgezeichneter Schönheit, ja zum Gedicht erhoben werden. Schönheit allerdings ist ein Begriff, welcher sich hier in einem sehr geweiteten Spielraum bewegen darf.»

Einer der einfallsreichsten Dichter der Wiener Nachkriegsavantgarde, H. C. Artmann, hat mit diesen wenigen Zeilen und der darauf folgenden «Acht-Punkte-Proklamation des poetischen Actes» (siehe Kasten) ziemliche

Verwirrung gestiftet, was das Kriterium des literarischen Schreibens betrifft. Einerseits kommt diese Position scheinbar dem Diktum von Joseph Beuys sehr nahe, wonach jeder Mensch Künstler sei; jeder Trottel könne poetisch handeln, «bestätigt» der Wiener Dichter seinem deutschen Kollegen. Andererseits schließt sie viele Künstler_innen aus dem Reservoir der Kunst aus; zumindest kann man sich deren bürgerlich bis bobomäßig angepasste Lebensläufe nur ganz schwer als Chronologie eines durch und durch poetischen Lebens vorstellen, da können sie noch so viele Bücher pro Jahr auf den Markt bringen.

In Wirklichkeit werden die Literaturwissenschaftler_innen noch im nächsten Jahrtausend sich die Köpfe zerbrechen, wo und wie poetische Acte stattfinden. Dieses Rätsel ließ im Kopfe der Pädagogin, Autorin, Ethnologin und Kulturvermittlerin Ulli Tauss die Idee reifen, einige dieser ewigen Fragestellungen – Wer ist Künstler? Was ist Schönheit? Ist heute avantgardistische Kunst machbar? Wer sind die Avantgardist_innen der aktuellen Literatur? – in das Zentrum einer im Zwei-Jahres-Zyklus zu realisierenden Veranstaltungsreihe zu stellen. Die Premiere fand im Juni in den ums Überleben kämpfenden Breitenseer Lichtspielen statt: die «Biennale West», die in der Form eines Festivals zum 95. Geburtstag H. C. Artmanns konzipiert war. Der Mitschöpfer der Biennale, Experimentalfilmer Norbert Pfaffenbichler, sorgte dafür, dass auch der Film neben den Medien des Vortrags, der Lesung, der Debatte und der Performance zum Zug kam.

Einheit von Leben und Kunst

Die oben erwähnte Gedenktafelenthüllung, ein wohlthuend zivilgesellschaftlicher und nachbarschaftlicher Akt, war der Auftakt der Biennale West. Schüler_innen der Volksschule Zennerstraße hatten in einem H.-C.-Artmann-Workshop Haikus verfasst, die sie bei der Enthüllungsfeier vortrugen.

«Das Festival übertraf meine Erwartungen», so eine urzufriedene Ulli Tauss ein paar Tage nachher. Die eingeladenen Literaturwissenschaftler_innen und Künstler_innen – u. a. Tochter Emily Artmann, Michael Stavarič, Ann Cotten, Gerhard Rühm, Peter Rosei, Rosa Pock, Ferdinand Schmatz, Lisa Spalt und Friederike Mayröcker – hätten sich sichtlich wohl gefühlt, ebenso die Studierenden einer Graphischen Schule, die die (vorweggenommene?) Freiheit schnupperten, die sich gefühlsmäßig immer einstellt, wenn H. C. Artmann posthum auf die ihm gegenüber Offenen zu wirken beginnt. Die von ihm verkörperte Einheit von Leben und Kunst stirbt in Wien nicht aus. Ulli Taus meint damit Schriftstellerinnen wie Ann Cotten («Verbannt») oder Lisa Spalt («Ameisendelirium»). Sie sind so «böse», nichts

der mond ißt äpfel
wenn ich nicht zusehe
aus unsren bäumen.

H.C. ARTMANN
1921 - 2000



FOTOS: SPRACHSPIEL BIENNALE WEST
Prozession von den Breitenseer Lichtspielen zum Geburtshaus des großen Dichters und Nonkonformisten

zu erzählen, was auf ein Happy End oder eine Katastrophe zuläuft, und formulieren stattdessen Sätze, von denen ein jeder die thematische Vorgabe eines Literaturfestivals sein könnte.

Was die Biennale West betrifft, will Ulli Tauss sich weiterhin Impulse aus dem Werk H. C. Artmanns holen, dessen Geburtsort in unmittelbarer Nähe zum Veranstaltungsort liegt. «ein hasser der polizei, ein verächter der obrigkeit, ein brechmittel der linken, ein juckpulver der rechten» wolle er sein. Der Anarchist von Breitensee schien von einem zum nächsten poetischem Act gelebt zu haben, und weil er als solcher, getreu seinem eigenen Manifest, nicht nach Anerkennung und Harmonie strebte, musste er auch eingestehen, dass er ein Mensch war, der nicht im Sinn des berechenbaren Staatsbürgers funktionierte: «a gesagt, b gemacht, c gedacht, d geworden», so beschrieb er sich im Text «meine heimat», und auch so: «meine laune launisch, meine räusche richtig, meine ausdauer stark, meine anliegen sprunghaft ...»



<http://sprachspiel.biennalewest.at>

Der poetische Act

- 1 Der poetische Act ist jene Dichtung, die jede Wiedergabe aus zweiter Hand ablehnt, das heißt, jede Vermittlung durch Sprache, Musik oder Schrift.
- 2 Der poetische Act ist Dichtung um der reinen Dichtung willen. Er ist reine Dichtung und frei von aller Ambition nach Anerkennung, Lob oder Kritik.
- 3 Ein poetischer Act wird vielleicht nur durch Zufall der Öffentlichkeit überliefert werden. Das jedoch ist in hundert Fällen ein einziges Mal. Er darf aus Rücksicht auf seine Schönheit und Lauterkeit erst gar nicht in der Absicht geschehen, publik zu werden, denn er ist ein Act des Herzens und der heidnischen Bescheidenheit.
- 4 Der poetische Act wird starkbewußt extemporiert und ist alles andere als eine bloße poetische Situation, die keineswegs des Dichters bedürfte. In eine solche
- 5 Der poetische Act ist die Pose in ihrer edelsten Form, frei von jeder Eitelkeit und voll heiterer Demut.
- 6 Zu den verehrungswürdigsten Meistern des poetischen Actes zählen wir in erster Linie den satanistisch-elegischen C. D. Nero und vor allem unseren Herrn, den philosophisch-menschlichen Don Quijote.
- 7 Der poetische Act ist materiell vollkommen wertlos und birgt deshalb von vornherein nie den Bazillus der Prostitution. Seine lautere Vollbringung ist schlechthin edel.
- 8 Der vollzogene poetische Act, in unserer Erinnerung aufgezeichnet, ist einer der wenigen Reichtümer, die wir tatsächlich unentziehbar mit uns tragen können.

könnte jeder Trottel geraten, ohne es aber jemals gewahr zu werden.

Unterschiedlichste Positionen zur Krise zeigt der Kunstraum NÖ

Einmal an der Tischkante, immer an der Tischkante

Er könne sich noch gut an das Gelächter erinnern, das in einer kleinen Gesellschaft in einer Belgrader Privatwohnung ausbrach, als einer – es war 2008 – über die «neue, drohende Krise» zu sprechen begann. «Warte», unterbrach ihn einer. «Kannst du mir auf die Sprünge helfen? Kannst du mir sagen, wann genau die letzte denn geendet hätte?» Robert Sommer über eine Ausstellung im Kunstraum NÖ, die ihn ärgerte und erfreute.



Ferhat Özgürs Videoarbeit «We are the Builders»: konkrete Ausbeutung in Ankara

Kunstraum-Ausstellungskatalog zitiert aus Harveys Buch.

Das Publikum ist immer das falsche

Ausstellungen zeitgenössischer Kunst finden immer an falschen Orten statt, werden immer von unverständlichen Erzählungen begleitet, ziehen immer das falsche Publikum an und nerven, weil die Besucher_innen nie wissen, ob sie den Audio-Experimenten, der Video-Installation oder den erklärenden Worten der Kuratorin lauschen wollen, bevor sie dem Geräuschemix endgültig entkommen. Kunstausstellungen schließen Leute aus, die gerne eine Antwort auf ihre Frage hätten: «Und das soll Kunst sein?» Der Einwand, über die Schwelle der Kunstadresse Herrngasse 13 fänden nicht nur Bildungsbürger_innen und Kunststudent_innen, sondern auch viele Schulklassen, hat nicht viel Kraft. Wieder sind es die kunstinteressierten Lehrpersonen, die die Lernenden zum Ausstellungsbesuch vergattert haben. Sätze in kuratorischem Deutsch wie «Ziel der Ausstellung ist, die Krise in erfahrbare Denkkonzepte zu überführen, sie zu überlisten und in räumliche Ordnungen und Beziehungsverhältnisse (oder stand da: Verhältnisbeziehungen?) zu setzen» signalisieren den Wenig-Gebildeten: Diese Welt ist nicht für dich gedacht. Bitte umkehren!»

Aber vielleicht ist diese ganze Kritik noch falscher als das durch sie Verurteilte. Es gibt Ausstellungsteile, bei denen man nichts zu übersetzen braucht. Die Videoarbeit des türkischen Künstlers Ferhat Özgür «We are the Builders» zeigt keine Metapher

für Ausbeutungsverhältnisse, sondern einfach Ausbeutungsverhältnisse. Eine Woche lang begleitete der Künstler die Tagelöhner einer Wohnhausbaustelle, die ohne soziales Netz, ohne Verträge, ohne Kranken- oder Unfallversicherung gefährliche Schwerstarbeit verrichten. Nicht immer aber könne man auf Metaphern verzichten, nicht immer sei die Realität mit «leichter Sprache» abbildbar, meint eine der Kurator_innen, die «ihrem» Staat Jugoslawien nachtrauernde marxistische Ökonomin Anamarija Batista, in unserer Ausstellungsplauderei. Viele Menschen vergnügen sich dabei, Metaphern zu interpretieren; Metaphern sind anregend.

Warum der Rand am Rand bleiben muss

Und dann muss ich den imaginären Hut vor einer genialen Metapher ziehen, einem kleinen Tisch, an dessen vier Rändern runde, rollende Objekte liegen, und zwar ganz nah am Rand: eine Glühbirne, ein Ball, ein Korkstoppel, ein Glas ... Nur eine unachtsame Berührung des Tisches, und die Gegenstände könnten entweder Richtung Tischmitte rollen oder abstürzen. Das Foto dieser Installation, ihre Erfinderin heißt Vlatka Horvat, hätte ich gerne als Cover-Motiv meines Buches «Wie bleibt der Rand am Rand» gehabt. Der Tisch steht für das System, die an der Tischkante positionierten Dinge stellen die marginalisierten Menschen dar. Vlatka Horvat will, dass sie genau so liegen bleiben, wie sie liegen. Dieser Imperativ deckt sich mit dem des kapitalistischen Systems. Es will nicht,



dass die Randobjekte den Tisch verlassen und vielleicht zu Subjekten werden und die Selbstorganisation weit ab vom Tisch einüben. Es will aber auch nicht, dass der soziale Rand dank einer gefährlichen Willkommenskultur von der Mitte der Gesellschaft aufgenommen wird. Die Randdinger müssen bleiben, wo sie sind: Ohne Rand würde der Kapitalismus nicht funktionieren, darum hat er ja genug Gefängnisse, um die Randschichten ständig zu reproduzieren. Anamarija Batista ist mit meiner Interpretation des Kunstwerks absolut einverstanden.

Noch ein Gleichnis, worüber zu spintisieren Spaß macht. Die Videoarbeit von Miklos Erhardt zeigt vier schlafende Straßenhunde auf einer Parkwiese in Belgrad. Plötzlich wachen die Köter zeitgleich auf – offenbar durch ein Geräusch, das die Besucher_innen jedoch nicht hören. Die Hunde beobachten die Situation, schließen Gefahr aus und legen sich alle gleichzeitig wieder zum Schlafen. Ohne den Begleittext gelesen zu haben, strahlten die Straßenhunde für mich eine Gelassenheit aus, die ich gerne auf mich übertragen würde. Im Kurator_innentext heißt es: Die Hunde könnten «eine Metapher für eine eigene Zeitlichkeit, frei von ökonomischen Zwängen, sein oder aber auch für das Verweilen im städtischen Raum, für politische Wachsamkeit ...»

Vlatka Horvats Tisch, der die Welt bedeutet: Die rollenden Randobjekte sollten weder zur Tischmitte rollen, noch sollten sie den Tisch verlassen

Vor meinem geistigen Auge passieren alle mir Bekannten, denen ich vertraue, dem «faden» Hundevideo – fad, weil «nix passiert» – jeglichen Kunstgehalt abzusprechen: Ihre Frage «Das soll Kunst sein?» ist immerhin ehrlich, ehrlicher als das gespielte Kunstverständnis mancher Bildungsbürger_innen, deren sozialer Status es nicht gestattet, öffentlich einzugestehen, dass sie vor dem Kunstwerk wie der sprichwörtliche Ochs vor dem neuen Tor stehen.

Ich leugne nicht, dass auch in mir ein solcher Ochs steckt. Zwar erkenne ich, dass hinter Anna Hofbauers Schwarzweiß-Fotografie «Wo waren wir stehen geblieben» ein künstlerischer Anspruch steckt, was das aber mit der Krise zu tun hat, kapiere ich nicht, selbst nach der Lektüre des Katalogs. «Ich war auch überrascht, als die Kuratorinnen meine Bilder für die Krisen-Ausstellung bestellten», meint die Fotografin, der es eigentlich mehr um Form als um Inhalte geht. ◀



FOTOS: KUNSTRAUM NÖ/BÜROBRECH



Die Ausstellung CRISIS AS IDEOLOGY ist bis 23. Juli zu sehen.

Ort:
1010, Herrngasse 13
www.kunstraum.net

Der US-amerikanische Künstler Seth Weiner veranschaulicht die Totalität der Globalisierung: Solche Plastikstühle sind überall auf dieser Erde zu finden

Der Schriftsteller Vladimir Arsenijević, der für den Katalog der Kunstraum-NÖ-Ausstellung «Crisis as Ideology!» um einen persönlichen Kommentar zur Krise gebeten wurde, hatte mit dieser Belgrader Episode den Nagel auf den Kopf getroffen. Dabei, fügte er hinzu, liegt Belgrad nicht gerade am sozialen Rand der Welt. An den wirklichen Rändern leben die Menschen nie in der Krise, und zwar deswegen, weil sie immer schon, seit ihrer Geburt, nichts als Krise kennen, und weil ihnen seit ihrer Geburt trinkbares Wasser fehlt. So gesehen, meint Arsenijević, zähle die Idee der Krise zu den ausgeklügeltsten Manipulationen der Neokolonialisten.

Den Kurator_innen der Ausstellung in der Herrngasse ist also bewusst, dass man sich leicht den Vorwurf einhandeln kann, man denke mitteleuropäisch, wenn man vom hiesigen Verständnis der Krise ausgeht. Aber es bringt schon auch Vorteile, wenn man sich entschlossen hat, den Blick auf die zyklischen Momente der Krise zu richten, wie sie in Nord- und Westeuropa seit 2008 typisch sind, statt auf die Dauerkrise in den planetarischen Armutsregionen. Denn die Wahrnehmung der Zyklen erleichtert die Analyse, die speziell der marxistischen Krisentheorie eigentümlich ist. Folgt man dem marxistischen Ökonomen David Harvey und seinem 2014 geschriebenen Buch «Siebzehn Widersprüche und das Ende des Kapitalismus», so werde rasch klar, dass solche Krisen zum notwendigen Moment im herrschenden System des Kapitalismus geworden sind. Das System braucht Krisen, die die Landschaft so umgestalten, dass immer wieder eine aktualisierte Version des Kapitalismus hergestellt werden kann. Der

Ohne Rand würde der Kapitalismus nicht funktionieren.



«Kinderfreundliche Hackerspaces sollten so verbreitet wie Toiletten sein»

Hacken heißt, die Angst zu besiegen

Stefanie Wuschitz, 35, ist feministische Hackerin und Künstlerin. Marlene Brüggemann (Text) und Niko Havranek (Foto) trafen sie und ihren Sohn Leo Meru bei einer Sandkiste im Augarten – mit dabei: ihr Computer. Gemeinsam sprachen sie über gehackte Nähmaschinen, fade Appleprogramme und sexistische Hackerspaces.

Hängst du als Hackerin nur am Computer oder am Lötkolben?

Stefanie Wuschitz: Hacker_innen sind ziemliche Geeks und Nerds. Wir nehmen gerne Geräte auseinander und überlegen, was eins an Technologie noch verwenden, reparieren oder anders einsetzen kann. Hacken bedeutet, sich Dinge zu eigen machen und so zu nutzen, wie man sie braucht. Das geht auch mit einer Nähmaschine.

Wie lernt eins hacken?

In meinen Workshops für Frauen und Mädchen entnehmen wir Geräten Einzelteile und bauen damit eigene Schaltkreise, wie Lautsprecher, die Krach machen, oder Lichtsensoren. Die meisten Handys haben für die Vibration einen Motor, aus dem eine Zahnbürstenroboter basteln kann, die selbst krabbeln. Später programmieren wir Mini-computer, die verschiedene Funktionen ansteuern können. Beim Hacken geht es vor allem darum, die Angst vor Technologie zu verlieren. Die meisten Leute würden kein kaputtes technologisches Gerät selber aufmachen und reparieren, sondern ein neues kaufen. Die Gehäuse sind aber keine Haut und die Geräte keine verletzlichen Körper, sondern verständliche Schaltkreise.

Woher kommt die Angst vor Technik?

Der Respekt vor Technologie ist begründet, weil die meisten Geräte Blackboxes sind. Früher konnte eins mit etwas Ahnung ein Auto, eine Schreib- oder Nähmaschine öffnen und reparieren. Heutzutage kann eins die Gerätefunktionen ohne jemanden, der die sie dir erklärt, nicht mehr nachvollziehen. Die Firmen versuchen durch absichtliche Verschleierung den Konsum und dadurch den Profit zu steigern. Dass Mädchen und Frauen eher Angst vor Technik haben, liegt daran, wie wir Geschlechter erlernen. Das fängt ganz früh an, wenn Buben zum Kuseln ein Stofftier in Form eines Autos und Mädchen in Form einer Babypuppe bekommen.

Warum hast du zu hacken begonnen?

Ich wollte Kunst machen und hatte kein Geld, um einem_r Programmierer_in 550 Euro pro

Stunde für die Umsetzung meiner Ideen zu zahlen. Als Künstler_in musst du selber Sachen lernen, sonst bist du limitiert und kannst keine Kunst machen. Außerdem ist es ur-lustig, wenn du selbst programmieren, umändern und dich dadurch ausdrücken kannst. Dagegen ist es urfad, zwanzig Jahre lang ein Apple-programm zu verwenden.

Warum gibt es trotz der Vorteile wenige Frauen im Hackerspace?

In Hackerspaces sind zwei Prozent der Personen transgener und vier Prozent Menschen, die sich als Frauen identifizieren. Wenn fast nur Männer in einem Hackerspace arbeiten, ist der Einstieg für Frauen und Trans-Personen eine große Überwindung. Leider kommt es auch immer wieder zu sexuellen Übergriffen. Im Globalen Norden ist Technologie eine Art, Männlichkeit zu zeigen, wobei jede Gesellschaft unterschiedliche Vorstellungen davon hat, was Maskulinität und was Femininität ist. In ehemaligen sozialistischen Ländern, in Ägypten und Syrien, studieren viel mehr Frauen als Männer Programmieren, weil es als weiblich angesehen wurde bzw. wird. In der österreichischen Gesellschaft dagegen ist Femininität eben nicht damit verbunden, ob wer gut lötet oder hackt (lacht).

Was kann eins dagegen tun?

Es gibt drei Strategien wie eins Sexismus in der Hackerszene entgegenreten kann: mit Einzelkämpferinnen, wie Carolee Schneemann, Pink Hardware, also runder und rosafarbener Technik, oder Separatismus. Letzteres ist das, was ich und fünf weitere Künstlerinnen mit dem feministischen Hackerspace Mz* Baltazar's Laboratory machen, wo keine Cis-Männer (cis: Gegensatz zu trans. Die Red.) rein dürfen. Seit 2009 geben wir regelmäßig Workshops für Menschen, die sich als Frauen identifizieren, mit dem Ziel, sie in den Hackerspace zu holen. Auf die Dauer ist die Trennung der Räume nach Geschlechtern aber eine Ghettoisierung und für mich nur eine Übergangslösung.



Foto: Niko Havranek

Ich will einen Raum, in dem alle gemeinsam glücklich hacken können.

Was kann eine längerfristige Lösung sein?

Ich erfuhr in einem Matriarchaten-Buch über die matrilineare Kultur der Minangkabau auf Sumatra in Indonesien, die verschiedene Mechanismen für eine nachhaltige Community herausarbeitete. Dort müssen alle 18- und 19-Jährigen für zwei Jahre die Community verlassen. Die meisten studieren oder machen ein Restaurant auf. Nach zwei Jahren kehren sie mit dem neu Erlernten in die Community zurück. Auch in Hackerspaces sollte jede_r mal das Feld räumen und Platz für neue Leute, Erfahrungen und neues Wissen machen. Weiters gibt es bei den Minangkabau keine Mutter-Vater-Kind-Familiencluster, die isoliert von den anderen Familien leben. Dort hat jedes Kind drei Eltern, da der Bruder der Mutter ebenso für das Kind zuständig ist.

Was hat das mit Hacken zu tun?

Im Globalen Norden ist die Pflegearbeit nicht aufgeteilt, die bleibt meist an den Müttern hängen. Als Mutter kannst du nicht an freiwilliger Arbeit wie Open-Source-Entwicklung teilnehmen oder nächtelang einen Code schreiben. Kinderbetreuungsräume sollten so verbreitet wie Toiletten sein, aber das ist nicht die Realität. Deswegen sind Hackerspaces beliebt, die für Kinder einen extra Raum und Versorgung schaffen, damit ihre Mütter mehr Zeit zum Hacken haben.

Der Tänzer und Choreograf Michikazu Matsune im Augustin-Gespräch

Matratzen und Abschiedsbriefe

Seit 2004 kreiert der 1973 in Kobe, Japan, geborene Tänzer und Choreograf Michikazu Matsune sehr eigenständige, ikonische Arbeiten, die im Zwischenraum von Live-Performance, Installation, Fotografie und Video gesellschaftliche Zu- und Missstände mittels subversivem Humor, gepaart mit nüchtern-poetischer Ironie, reflektieren. Im Rahmen des ImpulsTanz Festivals zeigt er heuer sein neues Stück «Matress Pieces», eine Hommage an die Second-Hand-Single-Matratze, gemeinsam entwickelt mit den Performance-Künstler_innen Andrea Gunmlaugsdóttir, Sara Lanner, Nicholas Hoffmann und Mzamo Nondlwana. Michael Franz Woels besuchte ihn in seinem Studio in Reumannplatznähe.

Sie zeigen zwei Stücke beim heurigen ImpulsTanz Festival. Können Sie die beiden Stücke kurz beschreiben?

Der Titel des ersten Stückes ist «Matress Pieces». Matratzen sind Orte für viele verschiedene Aktivitäten im Leben: Schlafplätze, Plätze zum Nachdenken, zum Lesen, zum Lieben, aber auch zum Sterben. Und es gibt natürlich auch Menschen, die nicht das Glück haben, Matratzen als Ruhe- und Zufluchtsort zu besitzen. Es ist kein reines Tanzstück, es wird über Träume gesprochen und Schlafbewegungen werden imitiert. Auf verschiedenste Art und Weise wird mit Matratzen interagiert. Wenn man zum Beispiel darauf steht oder sitzt, funktioniert eine Matratze wie ein Podest, eine Bühne. Sie wird skulpturales Material. Das Wort Matratze leitet sich vom arabischen matrah ab, es bedeutet so viel wie Bodenkissen oder Teppich. Was wir als eine europäische Gewohnheit kennen, stammt ursprünglich also aus dem arabischen Raum. Die Stoffmuster von «raw mattresses» sind oft floral oder geometrisch. Ich empfinde diese Matratzenoberflächen wie Malereien, ich mag dieses Spiel mit visuellen Images, die vor allem im Museumskontext gut funktionieren können.

Thematisieren Sie auch kulturelle Unterschiede im Gebrauch von Matratzen, zum Beispiel zwischen Japan und Mitteleuropa?

In Japan gibt es traditionell diese tragbaren, faltbaren Matratzen. Sie werden nach dem Aufwachen gewöhnlich in einem Regal verstaut. Ich mag die Idee, dass nach der Schlafzeit die Matratzen entfernt werden und die Räume anderweitig genutzt werden können. Das Raumgefüge ändert sich dadurch. Heute haben aber auch viele westlich orientierte Menschen in Japan Matratzen und Betten, wie wir sie hier in Europa kennen.

Haben Sie das Stück «Matress Pieces» gemeinsam mit den Performer_innen entwickelt?

Das ganz generelle Konzept wurde von mir vorgeschlagen. Wir entwickeln es nun gemeinsam weiter. Ich bin sehr offen dafür, was die Performer_innen einbringen. In diesem Setting der Kollaboration bin ich sehr froh, wenn die Performer_innen in ihrem Tun aufscheinen, wenn sie Fähigkeiten frei entfalten können und nicht von mir ständig angehalten werden müssen, gewisse Dinge zu tun. Das ist ein immer wieder durch überraschende Momente gekennzeichnete Prozess, vor allem gruppenspezifisch, und ihn zu begleiten finde ich faszinierend.

Nun zu Ihrem zweiten Stück «Goodbye», ...

Am letzten Tag des Festivals ImpulsTanz wird mein Solo-Stück «Goodbye» gezeigt. Es basiert auf verschiedenen Abschiedsbriefen – mit den unterschiedlichsten Gründen und Adressat_innen. Die Briefe wurden seit letztem Jahr von mir, Andrea Gunmlaugsdóttir und Almud Krejza gesammelt. Jeder Brief behandelt ein anderes Thema, eine andere persönliche Tragödie. Sie sind natürlich oft sehr emotional: Suizidbriefe an die Familie, Freunde oder die Gesellschaft im Allgemeinen; hasserfüllte Abschiedsbriefe, zum Beispiel von einer Frau, die von ihrem Mann betrogen wurde. Abschiedsbriefe können aber auch im historischen Kontext gelesen werden, wie Stefan Zweigs Freitodbriefe aus dem Jahr 1942. Einer richtete sich an seine erste Frau Friderike Burger, der zweite mit dem Titel «Declaração» an seine letzte Zuflucht Brasilien. Diese

Zeitdokumente spiegeln politische und gesellschaftliche Gegebenheiten wider. Aus der Zeit des 2. Weltkrieges werde ich auch einen Abschiedsbrief eines Kamikaze-Piloten, der auf ein amerikanisches Schiff als Bombe einschlug, verlesen.

Welche Abschiedsbriefe haben Sie am meisten berührt?

Ein ältere Frau schrieb einen Abschiedsbrief an ihre Haare. Sie muss sich einer Krebsbehandlung unterziehen und weiß, dass ihr dabei die Haare ausgehen werden. Bevor sie die medizinische Behandlung startet, schreibt sie einen langen Brief an ihre eigenen Kopfhare. Und es gibt einen weiteren Abschiedsbrief an einen Körperteil, auch von einer Frau. Eine Marathon-Läuferin war beim Boston Marathon 2013 unter den vielen Opfern eines Bombenanschlags, der in der Nähe des Zieleinlaufes verübt wurde. Sie musste sich mehreren Operationen unterziehen, aber nach einem Jahr war klar, dass das rechte Bein amputiert werden muss. Sie schrieb daraufhin einen «Trennungsbrief» an ihr rechtes Bein. Ich war überrascht, wie durchaus optimistisch er formuliert ist.

Michikazu Matsunes Sprechblase, hier nahezu schweigend



Der Augustin und ImpulsTanz laden Leser_innen und Verkäufer_innen gegen das Vorweisen der Ausgabe 417 bei der Abendkasse dazu ein, die Vorstellungen von Michikazu Matsune, «Matress Pieces» am 21. Juli um 18 Uhr im Leopold Museum, sowie «Goodbye» am 14. August um 18 Uhr im Schauspielhaus, kostenlos zu besuchen (begrenztes Kontingent, solange der Vorrat reicht).

Musikarbeiter unterwegs ... bei gutem Kaffee in ein Band-Inneres

Ankerpunkt Musik

Das Quintett Vague veröffentlichte unlängst sein Debüt-Album, faszinierende, spektakulär-unspektakuläre Musik. Von Rainer Krispel.

Die Frau und ich sind schon länger auf diesem Planeten. Als ich in der alten Wohnung «In The Meantime» von Vague auflegte, nicht zu laut, kam uns diese Musik schon bei den ersten Takten sehr vertraut vor. Songs wie «Vacation» oder «Sweet Stranger» nahmen uns auf Zeitreisen mit. Sehr gut hätte diese Musik ins E-Schmid gepasst, wo ich in Linz meine Jugend verschwendet habe, die Frau dachte an Blue Box und Ring, Wiener Lokalllegenden aus der Punk- und New-Wave-Zeit. New Wave? Jener Begriff, dessen Schöpfung dem US-amerikanischen Musikindustriellen Seymour Stein zugeschrieben wird («Don't call it Punk, call it New Wave», inserierte er, er, der die Ur- und Meta-Punk Ramones unter Vertrag hatte) und der als recht vage Zuordnung für recht viel Musik bis heute überlebt hat. Musik, die sich mit durch die Jahrzehnte gemildertem Innovationsanspruch gar arg tradierte Rock- und Blues-Schemata verknüpft. «Vague is a five-piece guitar-driven post-rock-psych-pop band», sagt die Band selbst über ihre Musik. Dagegen ist mit ihrem Sound im Ohr nichts zu sagen.

You Know It's There

Es mag sein, dass ich langsam in die Sentimentaler-alter-Trottel-Phase meines Lebens komme, aber neben den eher schwer zu entziffernden Notizen des Gesprächs mit vier von fünf Musikern von Vague bei köstlichem Kaffee blieb mir vor allem der Eindruck in Erinnerung, es mit einer Band zu tun gehabt zu haben. Einer richtigen und sympathischen Band. Also Menschen, die etwas miteinander verbindet – drei der fünf Musiker (Konstantin Heidler – Gitarre, Stimme, Gabriel Hyden – Gitarre, Stimme, Simon Dallaser – Gitarre, Stimme), Juan Marhl – Bass, Gregor Apfalter – Drums, Percussion) kannten sich schon in Tirol, von wo sie nach Wien zogen – und die gemeinsam ernsthaft miteinander Musik machen,



Foto: Mario Lang

Auf der VAGUECouch



Vague: «In The Meantime», Siluh Records Live: Sa., 30. 7., 1 Uhr Popfest Wien, TU Prechtlsaal soundcloud.com/vague1000

was dem sozialen Interagieren einen zusätzlichen Fokus mit eigener Dynamik verleiht. Geben Sie jetzt ruhig Plattitüden-Alarm, aber Musik verbindet eben. Nach dem kurzen Kennenlernen der Menschen, die sie machen, gewinnt die Musik von Vague an Konturen, transzendiert beim wiederholten lauten Abspielen das ewige Assoziationspiel «klingt wie» und «erinnert an». Der Gedanke, sich vorzustellen, wie es klingen würde, wenn Ian McCulloch von Echo & The Bunnymen «Park» singen würde, bleibt dennoch reizvoll, und die wunderschöne(n) Gitarrenlinie(n) in «Head» würden Robert Smith von The Cure sicher Spaß machen. An Joy Division zu denken kann sowieso nie schaden. Erstaunlich, dass Vague mit drei Vokalisten (jeder singt seine Texte) so klar als Band vernehmbar

und greifbar bleibt. Die drei Gitarren verstopfen nie den klaren, raumgreifenden Sound, mäandern und ziehen aufs Schönste durch die Songs, setzen sparsame, umso wirkungsvollere Akzente, herrlich das Instrumental «Looking Queer». Die Band erzählt von Listening Sessions, bei denen sie sich gegenseitig musikalische Neuentdeckungen vorspielen (Strummers Law: no input, no output!), ihr Sound hat sich aber ohne klaren kollektiven Referenzpunkt aus den individuellen Inputs der Beteiligten so entwickelt und über zwei EPs und mehrere Aufnahmesessions zur heutigen Form gefunden. Als Gründungsdatum bleibt nach einigem verbalen Hin und Her der Oktober 2013 stehen, nach 5 Proben wurde erstmals live gespielt. «Ich bin länger in der Band, als mit meiner Freundin zusammen», sagt Juan. Ihren Bandnamen verstehen sie Französisch ausgesprochen (Nouvelle davor, schon sind wir wieder bei einer New Wave), reichen nach, wenn es irgendwie zu lösen wäre, keinen Bandnamen zu haben, hätten sie diese Möglichkeit gewählt. Vague spielen gekonnt mit Raum und mit Abstraktem, auf Inhalte angesprochen sagen sie: «Wir haben keine Antworten.» Die Veröffentlichung bei Siluh Records kam klassisch durch Verschicken eines Demos zustande, die Band fühlt sich bei Bernhard Kern gut aufgehoben, gleichzeitig legen sie nicht die Hände in den Schoß und warten, dass etwas für ihre Band getan wird.

Dass mit Simon ein Vague in Berlin lebt, eröffnet dort Live-Perspektiven. Juan scheint einen recht pragmatischen Zugang zum Booking-Spaß zu haben, der bekanntlich überhaupt kein Spaß ist. So präsentierten sich Vague schon im gnadenlosen Mutterland der Popmusik. Heißt es zuerst zu den erlebten näheren Umständen der Konzerte in England «no comment», folgt dann doch noch eine klassische Rock-'n'-Roll-Geschichte, von einem Iggy-Pop-Bassisten, der im weitgehend leeren Club als Mischer der jungen Band einen guten Sound macht, ihnen Anerkennung aus- und Mut zuspricht. Doch Vague wirken diesbezüglich nicht sonderlich bedürftig, die wissen als Band schon, was sie wie machen. «Das ist schon ein Ankerpunkt in unseren Leben, das ist einfach schön, eine Platte zu haben, wo der eigene Name draufsteht.»



Peter Grubers Schwechater Lumpazivagabundus und der Augustin

Die Utopie des blauen Montags

Vor fünf Jahren wollte er aufhören, das zu tun, was ihm den (manchmal fast boshaft gemeinten) Ehrentitel «Mister Nestroy» einbrachte. Beim Augustin-Interview im Café Rüdigerhof spürte ich nichts von seinem Nestroy-Burnout, im Gegenteil, ein leidenschaftlich gebliebener Nestroyaner saß mir gegenüber. Na gut, dachte ich mir, der Peter Gruber, um den es hier geht, ist ja nicht nur ein Intendant, sondern auch ein Schauspieler, und als solcher kann er ja mir gegenüber eine Rolle sein. Jedenfalls schwärmte er über die aktuelle Subversivität des alten Nepomuk und erklärte mir, dass er in seiner neuen Produktion, «Der böse Geist des Lumpazivagabundus», darauf geachtet habe, dass die stadtreichenden und arbeitslosen Burschen Leim, Knieriem und Zwirn wie junge Prekäre des Jahres 2016 agieren und nicht, wie in so vielen Nestroy-Verharmlosungen als schrullige und im Grund zufriedene alte Raunzer. Bis in die Metaphern ähneln sich die nestroyschen jungen Marginalisierten und ihre heutigen Pendanten. «Der blaue Montag ist alle Tage», trällert Zwirn, während in der Wirklichkeit ein unbekannter anarchistischer Sprayer (oder eine Sprayerin?) in ganz Wien seine Sprüh-Botschaft zum Lob des Nixtuns verbreitet: «Ab morgen mach ich blau.» Der Verkauf der Straßenzzeitung Augustin unter dem Publikum ist natürlich fix in die Inszenierung integriert, Peter Gruber erwähnt das beiläufig, als Selbstverständlichkeit, und nicht um uns zur Dankbarkeit einer Erwähnung im Augustin zu verpflichten.

In den wilden 60er-Jahren war Gruber im brodelnden Deutschland, dort war Brecht angesagter als Nestroy, aber als er 1972 nach Österreich zurückkehrte, tauchte er in die nestroysche Welt ein. Seit 44 Jahren leitet er die Nestroyspiele in Schwechat, die Hälfte aller 80 Nestroy-Stücke hat er hier zur Aufführung gebracht, und die Nestroygespräche hat er auch so nebenbei erfunden. Die Folge 41 dieser Gespräche fand eben, Anfang Juli, statt; sehr empfehlenswert ist die Homepage nestroy.at, auf der alle diese Gespräche als Exposé nachzulesen sind, von 1975 bis 2016.

Heuer ging es um die urbane Festkultur zur Zeit Nestroys. Ein Referent zitierte Grillparzer, der das anarchistischste Volksfest der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts beschrieb, den wahrhaft saturnalischen Brigittentkirtag. «Da entsteht Aufruhr in der gutmütig ruhigen Stadt. Eine wogende Menge erfüllt die Straßen (...) Der Unterschied der Stände ist verschwunden, Bürger und Soldat teilt die Bewegung. (...) Und so fort und immer weiter, bis

endlich der breite Hafen der Lust sich auftut und Wald und Wiese, Musik und Tanz, Wein und Schmaus, Schattenspiel und Seiltänzer, Erleuchtung und Feuerwerk sich zu einem pays de cocagne, einem Eldorado, einem eigentlichen Schlaraffenlande vereinigen.» Diese Festkultur muss wiederhergestellt werden, was aber eine Freiheits-Angelegenheit ist, die die Kompetenz der Nestroy-Spiele und der Nestroy-Gespräche übersteigt. Der Alt-68er Peter Gruber würde das unterschreiben.

R. S.



44. Nestroy-Spiele Schwechat auf Schloss Rothmühle Der böse Geist Lumpazivagabundus Vorführungen bis 30. Juli 2015 Vorverkauf bei oeticket.com www.nestroy.at



Foto: Mauerer/Weinert-Fotografie, CC BY-SA 3.0, https://commons.wikimedia.org/w/index.php?curid=36744384

Peter Gruber bei der Verleihung des Nestroy-Preises 2014

BIBLIOTICK

Zur Anthologie «Stadtschattierungen»

Eintauchen in die Zweitsprache

In dieser Zeit des europäischen Wandels stellt sich die Frage der Identität und des Zusammenlebens in einer gemischten Gesellschaft. Verlieren wir uns oder entdecken wir dadurch, wer wir wirklich sind?

Die Anthologie «Stadtschattierungen», herausgegeben von Dr. Eva Schmidt, entstand im Rahmen einer interkulturellen Werkstatt für Autor_innen, abgehalten im Studienjahr 2014/2015 an der Volkshochschule Hietzing. Die Beiträge sind so vielfältig wie die Autor_innen selbst, die aus drei Kontinenten bzw. aus sechs Ländern stammen, aber alle in der Großstadt Wien leben. Das Buch ist wie der Naschmarkt: einerseits heimisch, andererseits voll von tollen Produkten aus der ganzen Welt. Obwohl die Texte auf Deutsch geschrieben wurden, sind die Melodien der Muttersprachen der Autor_innen herauszuhören.

«Stadtschattierungen» hat eine starke helle Seite, die wenig Schatten wirft. Die Texte zeigen ehrliche, künstlerisch verarbeitete Einblicke in das Zusammenleben in der Großstadt. Die erste Erzählung fängt zügig an, Ort des Geschehens ist die Straßbahn der Linie 44. Vorurteile von vier Fahrgästen verschiedener Herkunft werden literarisch auf die Leinwand des Wiener Alltags gebracht.

Danach folgt ein Briefwechsel zwischen zwei Fahrradbesitzern – voll von Missverständnissen. Mit der Wendung «Lieber Pessimist mit dem unbehandelten Helfersyndrom» bringt die Autorin den Text auf den Punkt. Die Kurzgeschichten ist lustig, tief sinnig und die Pointe kommt zum Schluss. Ein derartiger Dialog könnte in Wien tatsächlich passieren.

Gegen Ende dieser Sammlung gibt es noch ein Schmankerl, als eine aus dem Sudan stammende Autorin ihre Erfahrungen, ihre Leidenschaft und ihren Schmerz in der alten und in der neuen Heimat mit ihren berührenden Gedichten zum Ausdruck bringt. Schließlich werden einzelne Beiträge mit Grafiken von einer in Wien lebenden, mexikanischen Künstlerin vertieft.

Obwohl die Anthologie fast schlank wirkt, ist sie inhaltlich sehr abwechslungsreich und hat somit den richtigen Umfang gerade für Leser_innen, die auch dann, wenn sie unterwegs sind, gerne zu guter Lektüre greifen.

Das Buch wurde in der Reihe penyapaa des PEN Clubs 2015 veröffentlicht und ist direkt beim Löcker Verlag oder über den Buchhandel erhältlich.

Mark Klenk

Ausstellung zum billigen Baumittel Beton

Runde und offene Ruinen der Moderne

Zwei Lehrer von der HTL für Bautechnik schauen sich mit lauter Jungs die Ausstellung «Beton» in der Kunsthalle Wien an. Von «Zug pro Quadratmeter» ist die Rede, dass man rechnen muss, weil Beton praktisch kein Volumen hat und sich verflüssigt. «Hochgeheim ist die Rezeptur, unglaublich», sagt ein Lehrer. Die jungen Männer schauen sich Fotos von verfallenen Mietskasernen an, «Add Elegance to your Property» hat jemand auf die Betonmauer vor den leerstehenden Häusern gesprüht. Es geht viel um Architektur und Wohnen, um Beton als Baumittel der 60er, 70er Jahre – in der Italo-Moderne zum Beispiel, in der man eine weltoffene Gestaltung haben wollte. Viele Bauwerke sind rund und offen, durchlässig. Die Bautechniker fassen alles an, klopfen überall auf

die Kunstwerke und hauen sich ab über ein blaues Plexiglas mit Loch drin. Völlig unauffällig steht ein Betonwerk der Bildhauerin Isa Genzken im Raum, ein Betonquader mit einem kleinen Loch, der «Luke» (1986) heißt.

Verlassene Gebäude aus der Zeit vor dem Sturz Mubaraks in Ägypten, verlassene Checkpoints und öffentliche Schutzräume aus Israel, eine leere Betonuhr mit Pendel – die Ruinen der Moderne erinnern an das alte Punk-Lied «Zurück zum Beton»: «Ekel, Ekel. Ich will nicht mehr Natur, Natur, ich will nur noch Beton pur.» Aber manche Beton-Ruinen sind noch bewohnt: So zeigt ein Film von Ingrid Martens einen sehr hohen, schmalen, komplett runden Betonbau aus Südafrika. Der Turm heißt «Ponte». Martens machte Interviews in den Aufzügen des



Foto: COURTESY OF INGRID MARTENS

Gebäudes. Fahrt zum Stockwerk 38. Seltsam wirken die fremdenfeindlichen Aussagen, wenn sie von Südafrikanern kommen, die sich mit altbekannten Klischees über Menschen aus Zimbabwe oder Mosambique beschweren. «Das Haus gehört den Neuzugezogenen, aber sie passen nicht darauf auf», kritisiert ein Mann. Andere Ponte-Bewohner_innen wehren genau diese Einstellungen ab. Eine schöne kühle Ausstellung für heiße Sommertage.

Kerstin Kellermann



www.kunsthallewien.at/#/de/
ausstellungen/beton

Sommerkinos im Palaisgarten und MQ-Hof

Kein Dirty Dancing

Wenn ich mir das verschornachte TV-Programm der Sommermonate ansehe, ist der innere Schweinehund, der mich daran hindert, meine vier Wände in Richtung eines Lichtspieltheaters zu verlassen, so gut wie besiegt. Ein Mangel an Sommerkinos insbesondere mit Freiluftleinwänden herrscht ja keineswegs. Im barocken Ambiente des Gartens des Palais Schönborn zeigt dotdotdot auch in diesem Jahr eine feine Selektion an Kurzfilmen. Der thematische Schwerpunkt 2016 lautet «Tanz und Film» – selbstredend jenseits von Revue und Dirty Dancing. So ist etwa der Abend des 21. 7. für Victoria Marks und Margaret Williams reserviert. Vier der Filme, die die amerikanische Choreografin und die britische Filmemacherin gemeinsam realisiert haben, werden gezeigt, darunter «Veterans», ein Film, in dem Los Angeles zur Bühne traumatisierter Ex-Soldaten wird. Auch im Kinderprogramm dotdotdot 4plus ist Tanz Thema, von

Ballett und Steptanz bis Lindy Hop und einer Choreografie in Gummistiefeln ist da alles drin. Die Schiene «(Re)Collections» aus dem tanzfreien Teil des dotdotdot-Programms befasst sich mit familiären Konstellationen, Erinnerungen und dem Rekonstruieren von (Familien-)Geschichte anhand von Fotos, mündlichen Erzählungen, Super-8-Aufnahmen und Alltagsgegenständen.

Zwischen moderner und barocker Architektur, im Hof 8 des MQ, finden die Screenings von frame[o]ut statt (bei Regen wird indoors projiziert). Mit Tributes an Lindsay Anderson («If ...», «O Lucky Man») und an die tschechische Neue Welle («Daisies/Sedmikrásky» von Vera Chytilová) stehen einflussreiche Klassiker des anarchisch-rebellischen Kinos der 60er- und 70er-Jahre am Programm. Außerdem: Preisgekrönte Kurzfilme, Anime, virtuelle



Foto: FILMUNIVERSITÄT BABELSBERG KONRAD WOLF

«Zuhause ist kein Ort» – aus Erinnerungen und Super-8-Filmen zeichnet Clara Trischler Familiengeschichte nach

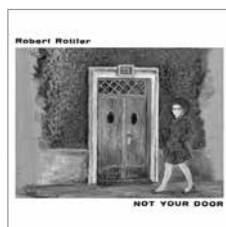
Welten, Girl Power ... und das Festival im Festival – Architektur. Film.Sommer zum Thema «Resisting Architecture». JL

DOTDOTDOT – OPEN AIR KURZFILMFESTIVAL
5. 7.–26. 8.

Im Garten des Volkskundemuseums,
Laudongasse 15–19, 1080 Wien
DOTDOTDOT 4PLUS
Calasanzsaal der Pfarre Maria Treu,
Piaristengasse 45
Eintritt: frei wählbar/pay as you can
www.dotdotdot.at

FRAME[O]UT – DIGITAL SUMMER SCREENINGS
8. 7.–27. 8., jeden Freitag u. Samstag
21.30 Uhr
ARCHITEKTUR.FILM.SOMMER
12., 13., 17., 19., 20., 24. August
Im MuseumsQuartier, Hof 8
Eintritt frei
www.frameout.at

Aufg'legt



ROBERT ROTIFER
«Not Your Door» (CD, Vinyl)
(Gare Du Nord)
www.robertrotifer.co.uk

Neuigkeiten aus Canterbury, von unserem Pop-Korrespondenten der königlichen Insel. Robert Rotifer ist ein begnadeter Geschichtenerzähler, der seine Standpunkte und Erinnerungen unvergleichlich in Songs verpackt. Nachzuhören auf einem guten halben Dutzend Tonträgern. Nach fünfzehn Jahren mit seiner Band Rotifer kitzelte ihn das Verlangen nach einem Solo-Album. Auch wenn die Popmusik im Sumpf der Austauschbarkeit zu versinken droht, ist es für Rotifer noch immer die Sprache, in der er sich ausdrücken will. Auslöser für das neue Album und seinen Alleingang war der Tod seiner Großmutter, der er das Lied «Irma la Douce» widmet. Gedanken, Bilder, Andenken und Räume werden zu Musik. Hauptsächlich im eigenen Heim-Studio eingespielt sind aus der Erinnerungsmaschine zehn berührende Songs im Robert-Rotifer-Format entstanden. Unbefristet schön!



THE GHOST AND THE MACHINE
«The Ghost and the Machine» (CD, Vinyl)
(Lili Records)
www.the-ghost-and-the-machine.com

Ein neues Label, eine neue Band. Ein Label profiliert sich durch die Auswahl seiner Künstler_innen, die Künstler_innen durch ihren Output. In vorliegendem Fall eine Win-Win-Kombination. Andi Lechner «The Ghost» startete seine musikalischen Visionen solo mit seiner Resonator-Gitarre, bevor Heidi Fial «The Machine» und ihr Kontrabass in sein Leben traten. Als Duo-Variante erinnern die beiden durch ihre Attitüde an große Zweigestirne wie The White Stripes oder The Kills, wenn auch nicht ganz so ausufernd. Auf Instrumenten, die jeweils altersmäßig ihre Großväter/mütter sein könnten, verfolgen sie inspiriert ihren Traum des eigenen Sounds und scheuen dabei auch vor Starrsinnigkeiten nicht zurück, wenn es um die Verwirklichung ihrer Vorstellungen geht. Der in Dresden lebende Matthias Macht war die Wunschbesetzung am Schlagzeug, und die Dresdner Helicopter Studios waren als Aufnahmeort ein Muss. Jetzt ist alles eingesackt, und ihr Debüt wird bei Menschen mit gesunden Ohren noch die große Runde machen. Vom Blues inspirierte Zaubermusik. Anspieltipps? Alles!

lama

Schwarz-Weiß. Jetzt reicht's!

Von Hans Bogenreiter

Die Zeit im Wartesaal einer Spitals-Ambulanz nützte Meinrat Anfang Februar, um endlich wieder mal ein zeitgeistiges Magazin in die Hand zu nehmen, gleich auf den ersten Seiten sprang ihm die Karikatur mit dem Titel «Was tun mit zugereisten Sexualstraftätern?» ins Auge, und er sah sich spontan genötigt, den folgenden Text zu verfassen.

Vor etlichen Jahren hatte Meinrat eine Verabredung mit der blonden Heidi* im Wiener Café Ritter. Sie kam auch fast pünktlich, am noch hellen späten Nachmittag, aber völlig aufgelöst. Auf der belebten Kreuzung Mariahilfer Straße/Neubaugasse hatte sie ein Afrikaner einfach gepackt, sie auf den Mund geküsst und versuchte mit größter Selbstverständlichkeit, mit ihr zu schmusen. Heidi war momentan so perplex und erstarrt, dass sie eine gefühlte Ewigkeit brauchte, um ihn abzuschütteln. Im Café erzählte Heidi dann Meinrat neben dem eben Vorgefallenen von unverschämten Avancen, denen sie immer wieder ausgesetzt ist. Ein Afrikaner hatte sie z. B. dabei beobachtet, wie sie beim Einparken ganz leicht ein anderes Auto an der Stoßstange touchiert, aber nicht beschädigt hatte. Er gab sich als Eigentümer dieses Wagens aus und kam unverblümt zur Sache: Er würde von einer Anzeige nur absehen, wenn sie mit ihm ficke. Meinrat konnte dann auf Ersuchen von Heidi die Angelegenheit gütig regeln, soll heißen, der Heißblütige gab klein bei, als er auf das (Schein-)Angebot eines Schadenersatzes keine Fahrzeugdaten nennen konnte.

Möglicherweise macht sich jetzt aber Verwunderung breit, warum diese Übergriffe nicht medial breitgetreten wurden. Bevor nachträglich die imaginäre «weiße Volksseele» hochkochte, bekennt Meinrat: Heidi ist in Wirklichkeit Afrikanerin mit dunkler Hautfarbe und die Übergriffe wurden von weißen, österreichischen Männern begangen – ein weißer Fleck in der Wahrnehmung, üblicherweise keine Schlagzeile wert. Das trifft auch auf rassistische Demütigungen von Afrikaner_innen zu. Drei Beispiele:

Fortsetzung auf Seite 38

Fortsetzung von Seite 37: *Schwarz-Weiß. Jetzt reicht's*

► Heiter ging es 2015 zu in der Runde von Afrikaner/Innen, die sich beim Familienfest für den 4. Geburtstag von Alegria*, die mit ihrem fröhlichen Wesen ihrem Namen alle Ehre macht, zusammengefunden hatten, mitten drinnen deren Mutter, Carmen*, mit größtem Vergnügen aus ihrem Arbeitsleben als Heimhilfe für alte Menschen schauspielernd. Ein Telefongespräch lebt sie von beiden Seiten nach. Die Tochter eines Betreuten besorgt: «Ist die Heimhilfe schon da?» «Ja, eine Negerin.» «Was, ich verstehe dich nicht, ist die Heimhilfe schon gekommen?» «Ja, sie ist eine Negerin.» Carmen lief zur Hochform auf, spielte danach den alten Mann mit voller Inbrunst: «Also du bist die Neue – eine Negerin. Bevor du mich anrührst, geh in einen Waschsalon und wasch' dich gründlich. Warum machst du überhaupt auf Pflege? Hast du im Affenhaus vom Tiergarten Schönbrunn keine Arbeit gefunden?» Die Stimmung war nun am Höhepunkt, Carmen klopfte sich auf die Schenkel, lachte sich krumm, gemeinsam mit der lauten, fröhlichen Runde: Niemand entrüstete sich, als sei das alles *business as usual*.

► Herbsttag 2015 in der Straßenbahn Linie 49 an der Grenze zwischen 15. und 7. Wiener Gemeindebezirk. «Ich bin ein Nazi und ich bin stolz drauf. Wir haben nach dem Krieg alles wiederaufgebaut und ihr Schmarotzer wollt uns alles wieder wegnehmen. Schlecht's eich ham, ihr Neger-Pack, geht's zurück nach Afrika, ihr habt's hier nix valurn», schleuderte der offensichtlich nicht mehr ganz nüchterne Mann mittleren Alters drei zirka 14- bis 15-jährigen Schulmädchen entgegen, darunter eine mit dunkler Hautfarbe, die danach von ihren Freundinnen verteidigt wurde. Als Meinrat den Nazi auch zur Rede stellte – warum ein Mensch auf eine menschenverachtende und -mordende Ideologie stolz sein kann, wird für Meinrat immer ein Rätsel bleiben –, stachelte ihn dies noch mehr an, zumal er in der Zwischenzeit auch Unterstützung erhalten hatte, ausgerechnet von einer Frau. Die lautstarke Auseinandersetzung nahm wiederum der Tramwayfahrer zum Anlass, ein neutrales Machtwort zu sprechen: «Wonn net sofort a Ruah is, faohr i net weida und ruaf de Polizei.»

► Nach dem Besuch des Zirkus «Afrika, Afrika!» wurden drei afrikanische Frauen, eine Studentin, eine Kellnerin und eine Altenpflegerin, vor etlichen Jahren im Wiener Prater aus dem Auto heraus von einem jungen, kräftigen Mann (aus Bosnien, dessen schwangere Freundin neben ihm saß) auf das Unflätigste als Huren beschimpft. Als Natalie* sich das nicht gefallen ließ und zurückschimpfte, stieg dieser aus, ohrfeigte alle drei Frauen, wobei er zwei verletzte. Meinrat nahm an der Gerichtsverhandlung mit einem völlig uneinsichtigen Angeklagten teil, wobei sich die Richterin davon nicht beeindruckt ließ und den Übeltäter wegen Körperverletzung verurteilte.

Die Abgründe, die Ödön von Horváth in «Jugend ohne Gott» in den 1930er-Jahren zu Papier brachte, sind also auch im 21. Jahrhundert noch vorhanden. Längst hatte Meinrat die Geschichten aber abgehakt und verdrängt, denn er vertraute darauf, dass die Kultur und die Brücken des Miteinanders viel stärker waren. Und viele Immigrant_innen, auch aus Afrika, fanden sich hier zurecht, und einige Auserwählte stiegen sogar zu Lieblingen der Massen auf. So wurde einem rechten Politiker und Publizisten (dem interessanterweise öfters das Attribut «intellektuell» zuteil wird), nicht der Ausdruck «Neger-Konglomerat» für die EU, sondern erst eine abfällige Bemerkung über das österreichische Fußballidol David Alaba (mit nigerianisch-philippinischen Eltern) zum Verhängnis.

Wir wollen nur einen Arbeitsplatz

Die sexuellen und rassistischen Übergriffe anzuzeigen war übrigens keine Überlegung wert, sowohl Heidi (1) als auch Carmen hatten sich mit den Anfeindungen und verbalen bzw. physischen Übergriffen abgefunden. Beide waren zudem nicht an Politik interessiert, wobei Carmen einmal so nebenbei bemerkte: «Ihr habt uns Jahrhunderte ausgebeutet, jetzt kommen wir und wollen nur einen Arbeitsplatz.» Womit sie dem stolzen Nazi zumindest zur Geschichte des Kolonialismus etwas Nachhilfe geben könnte. Viele Afrikaner_innen scheinen auch ganz andere Sorgen zu haben, solche Bagatellen (in ihren Augen) scheinen sie nur abzulenken vom alltäglichen

Bemühen, nein, Kampf, hier Fuß zu fassen und dabei auch auf alles achten zu müssen, was ihnen irgendwie zum Menschsein verhilft, denn ohne Papiere, ohne längerfristige Arbeits- und Aufenthaltsgenehmigungen haben sie das Gefühl, in einem Nichts zu schweben. Darüber hinaus dominiert bei fast allen Afrikaner_innen eine große Verbundenheit mit der Familie, die auch Onkeln und Tanten, Cousins und Cousins, Freundinnen und Freunde inkludiert. Alle erwarten zu Hause, dass der ins «Schlaraffenland» Gesandte sie ernährt. Tatsächlich entsprechen die Transfers der afrikanischen Diaspora in Euro-

Übergriffe auf Afrikanerinnen von weißen, österreichischen Männern sind ein weißer Fleck in der Wahrnehmung



pa insgesamt mehr als dem Doppelten der Entwicklungshilfeleistungen aller europäischen Staaten zusammen. Dieser enormen Herausforderung sind jene (da würde im Fall der Fälle die Hautfarbe auch keine Rolle spielen), die jahrelang zur Untätigkeit gezwungen werden und auf Asylbescheide, Aufenthalts- und Arbeitsgenehmigungen warten, öfters nicht gewachsen: Frauen driften in die Prostitution (interessanterweise für Asylwerberinnen legal!) ab, Männer lassen sich auf illegalen Drogenhandel ein, was bereitwillig für populistische und rassistische Argumente verwendet wird. Dieses heiße Eisen schwelt schon seit Jahren, und wer es anfasst (wie jüngst der neue Bundeskanzler Kern), erntet einen



ILLUSTRATION: KARL BERGER

eiskalten und heftigen Sturm der Entrüstung. Lieber ein paar Dealer und Prostituierte mehr als ein paar neue Erwerbstätige?

Und es ist es wirklich so schwer zu begreifen, dass die Hautfarbe eines Menschen nichts mit dessen Handlungen, dazu zählen auch Verbrechen, zu tun hat? Dazu bedarf es doch keiner langen wissenschaftlichen Studie. Frau/Mann = Mensch, ob schwarz, braun, rot, gelb oder weiß. Doch Meinrat muss zur Kenntnis nehmen, dass die Idee des globalen toleranten Miteinanders, z. B. musikalisch und auch filmisch so wunderbar von Paul Simon mit afrikanischen Musiker_innen in «Graceland» umgesetzt, nicht mehr den entsprechenden Widerhall findet. Hochgespült von sozialen Netzwerken wird so manches in der Öffentlichkeit salonfähig (siehe hasserfüllte und perverse Postings auf Facebook, denen hier kein Forum geboten wird), was vor nicht allzu langer Zeit für absolut untragbar gehalten wurde. Junge Männer aus Nordafrika und aus arabischen und asiatischen Ländern – zurecht – zu verurteilen, wenn sie Europäerinnen als Freiwillig betrachten, aber spiegelverkehrt den

unter- und übergriffigen Umgang von europäischen Männern mit afrikanischen Frauen und rassistische Tendenzen zu negieren, schürt nur weitere Ressentiments. In beiden Fällen spielt jedenfalls das Ausleben einer präpotenten «Macho»-Überheblichkeit, wofür auch die Eltern dieser Männer mitverantwortlich sind, eine große Rolle.

Kinder auf Spielplätzen

Meinrat hatte in der letzten Zeit auch immer wieder Gelegenheit, Kinder auf Spielplätzen, in Kindergärten und Bädern, und dort das fröhliche Miteinander von unterschiedlichsten Kulturkreisen mit allen erdenklichen (Haut-)Schattierungen zu erleben. Er beobachtete dabei, dass Konflikte großteils gütig beigelegt werden. Wobei ihm zugleich die Frage «Wo kommen die dummen Erwachsenen her?» (2) einfiel.

Der algerische Schriftsteller Kamel Daoud ist zuletzt durch seine Kommentare von unterschiedlichsten Kreisen in Misskredit geraten und kritisierte z. B. in einem Interview die in seinen Augen häufig

anzutreffende krankhafte Beziehung der arabischen Welt zum weiblichen Geschlecht: «Trotz aller Unzulänglichkeiten beneide ich den Westen um die Rolle der Frau in seiner Gesellschaft. Wer aber eine krankhafte Beziehung zur Frau hat, hat auch eine krankhafte Beziehung zur Welt, was seine Kreativität, seine Freiheit, seinen Körper und seine Begierden betrifft.» (Aus «Die Zeit», Nr. 11/3.3.2016) Letzteres sollte außer Streit stehen, die Unzulänglichkeiten sind aber wohl auch im Westen größer, als Daoud vermutet.

*Namen geändert

1) Am Montag, dem 21. 3. 2016, kam es in Wien in der U1 dann tatsächlich zu einem ähnlichen Übergriff: Ein Mann (Beschreibung: dunkler Typ) küsste eine Wiener Unternehmensberaterin auf den Mund. Der Vorfall fand sofort Widerhall in der Presse: Am 22. 3. 2016 sprach die Gratiszeitung «Heute» von einem «Ekel-Übergriff» bzw. am 23. 3. von einer «Kuss-Attacke».

2) Aus dem Lied «Die dummen Erwachsenen» von Georg Danzer

Aus der KulturPASSage

Stars of David

Diesmal führte mich mein Kultur-Streifzug zum Jüdischen Museum in der Dorotheergasse im 1. Bezirk, unweit der Albertina. Einen 2. Standort des JM am Judenplatz, welchen man mit der Eintrittskarte innerhalb von 4 Tagen, ohne erneut Eintritt zahlen zu müssen (für diejenigen, die ihn bezahlen müssen), besichtigen kann, gibt es auch. Jeden Sonntag um 15 Uhr wird in der Dorotheergasse kostenlos durch die Dauerausstellung geführt und jeden letzten Sonntag im Monat um 16.30 Uhr, ebenfalls kostenlos, durch die Wechselausstellung. Des Weiteren gibt es immer wieder Events teilweise bei freiem Eintritt. Das Museum besitzt einen Shop, den Bookshop Singer, durch den man lobenswerterweise weder beim Eintreten noch beim Verlassen zum Konsum genötigt wird. Das Café Eskeles befindet sich ebenfalls im Museum. Mein heutiges Interesse galt dem 1. Stock, in dem sich die beiden Ausstellungen «Wege ins Vergnügen» und «Stars of David» befinden. «Wege ins Vergnügen» beschränkt sich auf einen kleinen Raum, in dem Plakate, Fotos, Programmhefte und Informationen über die jüdische Unterhaltungslandschaft in Wien zwischen Prater und Taborstraße zu finden sind. Das Riesenrad im Prater zum Beispiel war bis 1938 in jüdischem Besitz sowie weitere 22 Betriebe. Es gab Theater, in denen Stücke auf Jiddisch und Deutsch aufgeführt wurden. Ein Zirkus, der Praterzirkus Renz, zählte ebenfalls dazu.

Die derzeit aktuelle Hauptausstellung ist allerdings «Stars of David», die sich der Populärmusik des 20. Jahrhunderts und den jüdischen Einflüssen auf selbige widmet. Anfangs wird die Subkultur bei Musicals und Operetten thematisiert, die sich unter anderem durch Verwendung der jiddischen Sprache auszeichnet sowie die Zusammenarbeit mit afro-amerikanischen Künstler_innen, durch die Jazzelemente hinzukamen. Sie bestand zu Beginn des 20. Jahrhunderts in den USA und Europa (Paris). Heute ist sie – in veränderter Form – als Klezmer-Musik noch teilweise existent.

Wegen der Verfolgung durch die Nationalsozialisten wanderten viele Jüd_innen vor und während des 2. Weltkriegs in die USA aus. Hollywood boomte ab den 30er-Jahren und wurde ab 1945 endgültig zum neuen Zentrum innovativer Musik, da viele jüdische Emigrant_innen nicht mehr in ihre Heimat zurückkehrten. Das Engagement vieler Jüd_innen war unter anderem auch durch den Wunsch nach Eingliederung in die amerikanische Kultur geprägt. Ihr Engagement trug Früchte, denn die Hälfte aller Oscars für



«Stars of David»: Barbra Streisand, Bob Dylan, Leonard Cohen, Amy Winehouse und viele andere jüdische Musiker_innen haben die Popmusik geprägt

FOTO: WWW.WALZ.CC

Filmmusik ging an Interpret_innen oder Komponisten mit jüdischen Wurzeln. Hinzu kommen zahlreiche Preise für musikalische Leistungen wie Emmy oder Grammy. Ein Raum widmet sich der Entwicklung der Jazzmusik. Sie entstand durch das Zusammenspiel afro-amerikanischer Musiker_innen z. B. mit Musiker_innen mit irischem, italienischem oder eben auch jüdischem Hintergrund.

Auch in der heutigen Rock- und Popmusik zogen sie ihre Spuren. Kiss oder Barbra Streisand seien an dieser Stelle genannt unter den zahlreichen bekannten Popmusikinterpret_innen. Mich erstaunte, dass so viele bekannte Hollywood-Größen und Pop-Ikonen jüdische Wurzeln haben. «Stars of David» hebt diesen interessanten Fakt dankenswerterweise hervor. Für gewöhnlich frage ich ja nicht sofort nach, woher jemand kommt, wenn ich ein Lied höre. Ich stellte mir danach die Frage, was wohl passiert wäre, wenn die Nazis nicht an die Macht gekommen wären und es den 2. Weltkrieg nicht gegeben hätte. Wäre das Zentrum der Musikindustrie dann vielleicht doch Europa gewesen? Gäbe es vielleicht sogar weltberühmte Popstars aus Österreich oder Wien? Würden manche Österreicher_innen vielleicht dann nicht mehr die ganze Zeit sudern, wie gut alles früher war, sondern würden sich übers Jetzt freuen? Mit diesen Gedanken verließ ich das Museum.

Desiree Bernstein



«Stars of David. Der Sound des 20. Jahrhunderts»
Bis 2. Oktober 2016
«Wege ins Vergnügen. Unterhaltung zwischen Prater und Stadt»
Bis 18. September 2016

Jüdisches Museum Wien
Dorotheergasse 11, 1010 Wien
www.jmw.at

Die Aktion «Hunger auf Kunst & Kultur» ermöglicht Menschen, die finanziell weniger gut gestellt sind, mittels Kulturpass Kulturveranstaltungen und Kultureinrichtungen bei freiem Eintritt zu besuchen.

www.hungeraufkunstundkultur.at

TONIS BILDERLEBEN



Die Abenteuer des Herrn Hüseyin (61)

Wofür Hüseyin sein hart verdientes Geld ausgab



Hüseyin ist wie viele andere ohne seine Exlandsleute einsam. Er muss sie immer wieder sehen. Jetzt sind es nur noch vier Menschen aus den Achtzigern, die er trifft. Diese Treffen werden immer seltener. Früher haben sie sich in bestimmten Lokalisationen, ohne es miteinander ausgemacht zu haben, fast jeden Abend getroffen. Man hat sich gleich dazugesetzt. Die Frage, ob man sich dazusetzen darf, wurde gar nicht gestellt. Die Treffpunkte glichen Dorfplätzen. Wenn man sich nicht dazugesellte, waren die Freunde fast beleidigt. In bestimmten Lokalen war man nie allein. Wenn man mit jemandem alleine sein wollte, musste man das Lokal wechseln. Damals konnte Hüseyin gut trinken. Obwohl er am nächsten Tag immer mit Kopfschmerzen aufwachte, hielt es ihn nicht ab, am Abend wieder in das gleiche Lokal zu gehen. Keiner von diesen Freunden blieb zu Hause. Viele dieser Leidgenossen schaffte es nicht, das Geld für ein Haus in Wien oder in der Türkei zu sparen. Ihr am Tag hart verdientes Geld gaben sie jeden Abend im Lokal aus. Hüseyin machte es genau so wie seine Freunde. Er sparte sein Geld auch nicht.

Der Vater gab ihm einen guten Ratschlag, als er den Hüseyin Anfang der Achtziger mit nach Wien nahm. Hüseyin möge sein hart verdientes Geld sparen und am Naschmarkt ein Lebensmittelgeschäft kaufen. Der Vater arbeitete sein ganzes Leben lang bei der gleichen Straßenbaufirma. Vielleicht wollte er, dass der Hüseyin es besser habe. Als Erstes gab Hüseyin sein bei derselben Firma hart verdientes Geld für einen Deutschkurs aus. Er saß sehr gerne im obersten Stockwerk des Hauses, das sich gegenüber der Oper befand: sich zweimal die Woche abends die Oper anschauen. Jahrelang ging er nie ins Opernhaus, aber im Gegensatz zu den anderen Gastarbeitern wusste er, wo es ist. Als ob das dem Hüseyin jetzt helfen würde! Die Arbeiter, die vor dem Hüseyin nach Österreich kamen, verstanden ihn nicht. Er stand genauso wie die anderen um 6 Uhr auf. Das Frühstück war immer das gleiche. Schwarztee, Teebutter, Schafkäse und Brot. Diese Kombination machte den Hüseyin verrückt. Noch dazu gab es jeden Tag gekochtes Henderl. Wenn Hüseyin vom Deutschkurs zu später Stunde so

gegen 23 oder 24 Uhr in die Baracken kam, waren sie alle in Schnarchposition. In diesen nicht einmal 15-m²-Zimmern (20 nebeneinander liegende Zimmer) schliefen sie zu dritt. Er musste auf Zehenspitzen gehen, damit er diese Arbeitskräfte nicht aus ihren Träumen riss. In der Früh wurde man mit einem automatischen «Guten Morgen» begrüßt. Oft musste Hüseyin sich sagen lassen: «Wieso lässt du dich nicht in Ruhe mit dem Deutschlernen! Schau uns an. Was wir gelernt haben, reicht fürs Arbeiten. Oder willst du unser Lehrer werden?» Diese Art von Kommunikation verstand er nicht.

Diese vier Menschen, mit denen er sich heute noch trifft, waren damals Studenten, jetzt reden sie über das Alter, wer wann in Pension gehen wird. Wer in Österreich bleibt und wer wieder zurückgehen wird. Viele dieser Menschen waren Revolutionäre in ihrem Herkunftsland. Sie kamen nach dem Militärputsch. Mit der Hoffnung, in ein Land zurückzukehren, in dem Frieden herrscht.

Ihr Hüseyin

Mehmet Emir

Berlin und Heim da

Meine Heimat ist Berlin
Es ein Geheimnis für uns alle
Die Adresse steht Unter den Linden
Und das Dach ist der blaue Himmel.

Bin oft dort gewesen und
Schon wieder weggereist
Weil Berlin ist mir zu groß
Und es gibt zu viele Wohnungen
Die ich nie haben könnte.

Den Alexanderplatz besuchte
Ich immer und die Weltuhr
Dort zeigt die falsche Zeit
Nimmer.

Brandenburger Tor ist groß
Und schön, dort schmeckt mir
Eis und dort kann jeder
Lachen und Spaß haben.

Die Mauer ist schon lange
Her, weggerissen worden
Und Berlin ist für immer
Da, kann immer dort singen
La La La

Heli Yletyinen

Cherchez la Femme*
Am Küchentisch mit Jella Jost

Die Denkerin Ulrike Weish Teil 2

Ich schrieb vor ein paar Wochen den ersten Teil des Artikels über Ulrike Weish, nahm Schrödingers Katze mit ins Spiel, die sich spaltet wie die Uranatome im Death Valley nach der Wahl des Bundespräsidenten 2016, siehe Zeichnung im Augustin 415. Wie also nun weiter im Text, und was gibt es noch zu sagen? Gibt es das? Ja, das gibt es.

Gleich einem Rad des Schicksals werden Informationen geboren und wieder geschluckt, sie verschwinden im Nichts des IT-Gottes oder sterben mit den Menschen, die ihre Geschichten verinnerlicht haben. Wahrscheinlich schreibe ich deshalb diese Kolumne. Damit nichts verloren geht, damit jeder Krümel aufgehoben wird, wie bei Aschenputtel. Geschichten, feministisches Wissen, Zahlen und Fakten und die Übertragungen des Wortes von Frau zu Frau sind kraftvolle Paradigmen außerhalb märchenhafter Attitüden, ganz real am Boden der Wirklichkeit. Möglicherweise kennt man den Begriff Übertragung auch aus Religionen, denn im Buddhismus spielt mündliche Übertragung auf den oder die Schüler_innen, das laute Sprechen weiser Schriften, Transmission genannt, einen fundamentalen Faktor in der buddhistischen Praxis. Die Religion kann frau natürlich links liegen lassen, oder auch rechts, das ist mir egal, aber vom Ansatz her ist doch klar, worum es gehen muss. Wir müssen nicht warten, bis etwas angeblich besser wird. Wir müssen nicht zu Hause sitzen, stricken und fernsehen. Wir müssen selber denken lernen, uns erforschen wie ein wissenschaftliches

Experiment. In der heutigen Kolumne geht es wieder um Frauen, Medien, Journalismus. Was ist denn überhaupt relevant? Wer bestimmt Inhalt und Diktion? Sind diejenigen Medien Leitmedien, die über die höchsten Auflagen verfügen?

Ulrike Weish: Hohe Auflagen heißt nicht, dass die Leser_innen das Medium schätzen, ich gehe vielmehr davon aus, dass viele Menschen die vielen Gratis-Zeitungen eher deshalb lesen, weil sie durch das unterhalten werden, was sie gleichzeitig verachten. Hohe Quoten oder Auflagen sind daher nicht simpel durch hohe Akzeptanz ableitbar, das wäre ein Gedankenfehler. Viele Formate, insbesondere die vielen lokalen und regionalen Alternativmedien werden nicht gelesen oder gesehen, schlichtweg, weil man sie nicht kennt. Es braucht sichtbare Plätze in der Öffentlichkeit, wo Menschen über die Existenz von Medienformaten erfahren, die nicht werbefinanziert sind. Damit kann man das System natürlich nicht grundsätzlich ändern, die in Österreich seit Jahrzehnte hohe Medienkonzentration wird dadurch nicht verändert.

Tropfen auf den heißen Stein

Jella Jost: Schade. Am Margaretenplatz steht ein öffentliches Bücherregal. Schon dort gewesen? Man nimmt Bücher raus und/oder stellt wieder welche rein. Das sind kleine Initiativen, die zwar nett sind, aber wahrscheinlich nur Tropfen auf den heißen Stein.

Ulrike Weish: Effektvoller wäre es, die Presseförderung davon abhängig zu machen, einen monatlichen Platz für Alternativmedien als Gratiswerbung zur Verfügung zu stellen, eben deshalb, weil sie öffentliche Mittel erhalten. Die industrieaffine VÖZ-Szenerie wird sich gegenüber Gratiswerbung einer Konkurrenz natürlich zur Wehr setzen. (VÖZ: Verband Österreichischer Zeitungen, Anm.)

Jella Jost: Wir hatten von der Mentalität des Hire and Fire gesprochen, der

sogenannten flexiblen Arbeitsplätze ohne Rechte, nun auch im Journalismus, im Medienmarkt Österreich mit der höchsten Medienkonzentration nach wie vor. Ein Schwarm von prekären vorwiegend weiblichen Arbeiter_innen recherchiert für Qualitätsmedien und arbeitet für wenige an der Spitze, die die Informationen mit gutem Gehalt und großem Namen dann publizieren. Ich musste neulich zur Krankenkasse und sah dort die Gratismedien «Österreich» und «Biber» dicht aneinander liegen. Zwei sehr unterschiedliche Weltanschauungen also Tür an Tür?

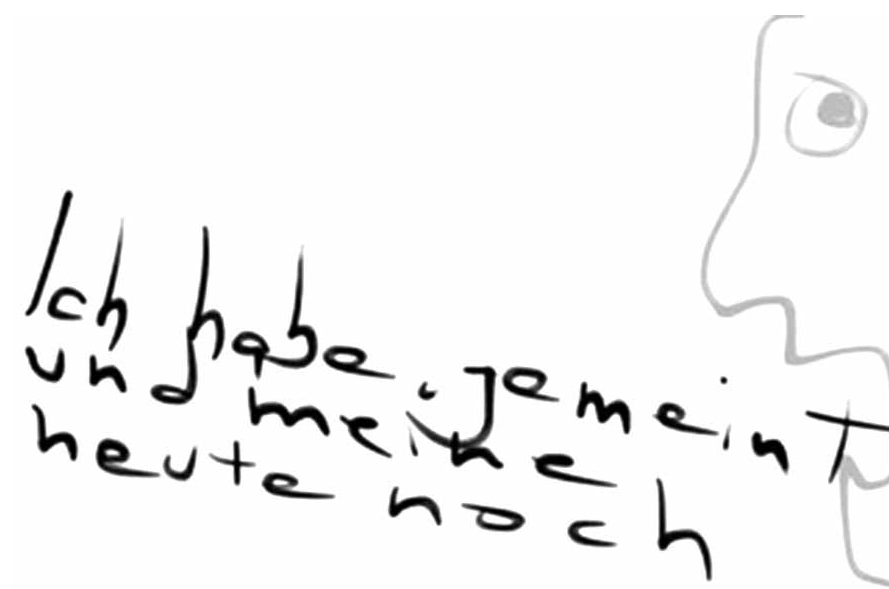
Ulrike Weish: Eines davon ist werbefinanziert und benötigt keinen Verkauf und wird ja an den Eingängen der U-Bahnen jedem und jeder zur Verfügung gestellt. Welche Deals die Wiener Linien da gemacht haben, ist eine interessante Frage, und vor allem wem nützen und wem schaden sie?

«Biber» ist ein migrantisches, selbstorganisiertes Medienprojekt, das sechsmal im Jahr erscheint. Es ist so gut wie werbefrei und die Mitarbeiter_innen sind ehrenhalber tätig. Inhaltlich positionieren sie sich unter anderem gegen den Opferstatus, der in den Mainstreammedien vorherrscht, wenn nicht ohnehin offen rassistische Positionen vertreten werden.

Die Brecht'sche Utopie, dass alles überwunden sei

Jella Jost: Ich las einmal vor Jahren «Sic! Zeitung für feministische Gangart», die ausgesprochen hochqualitativ war. Was ist aus ihr geworden?

Ulrike Weish: Ursula Kuben-Hofmann hat die Zeitung Anfang der Neunziger gegründet und bis vor einigen Jahren mit vielen feministischen Autorinnen unter hohem Engagement und Einsatz gemacht. Sic! wurde so verfasst, dass es auch noch in 10 Jahren aktuell sein sollte. Es gab eine hohe Zeichenanzahl, sie entsprach der eines Buches. Sic! ist aber wie viele andere feministische Medien in den letzten Jahren zugrunde gegangen. Auf



Der Medien-Gott

hohem Niveau und mit viel Motivation wird jahrelang unbezahlte Arbeit geleistet, und wenn einzelne Personen aufhören, brechen diese Strukturen zusammen, auch, weil es eine zu geringe Dichte an Abonent_innen gibt, die diese Blätter substanziell absichern. Wir sind nun in einer neuen Phase der Medienkultur angelangt. Die Überhöhung der digitalen Medien scheint nun langsam vorüberzugehen, es galt die Parole «Empfänger wird zum Sender», die Brecht'sche Utopie, dass alles überwunden sein könnte, ist zerbrochen. Wir stehen heute wieder vor Grenzen, hinter Zäunen, in Nationen geschichtet. Anfang der 90er hat man einen kurzen Flügelschlag der demokratischen Zukunft gespürt, bevor die nächsten Zäune hochgezogen wurden und das Freiheitsprojekt sich als Marktprojekt entlarvt hat. In der 2. Frauenbewegung bis in die Achtzigerjahre war der Kampf um bürgerliche Rechte und sexuelle Vielfalt, Recht auf Abtreibung zentral, viele Forderungen, die private Lebensumstände von Frauen betreffen. Da ging es darum, Medien zu schaffen, die einen weiblichen Standpunkt, einen feministischen Blick einnehmen, die die Leerstellen und Trivialisierungen kritisieren und die eine Subjektsetzung von Frauen als gemeinsame Kategorie entwerfen, Zeitungen wie «aep», «AUF», «Stimme der Frau», «an.schläge» u. s. w. Heute redet man mehr von postkolonialen Aspekten, Antirassismus als Blickrichtung von Ausgrenzung, das Sprechen mit anderen statt für andere. Heute werden in Medien, die Lifestyle,

Popkultur und Queer-Feminismus verbinden, anti-feministische und pro-feministische Diskurse vermischt.

Posen der Koketterie

Medienbilder zeigen heute Ambivalenzen eines zur Schau gestellten Selbstbewusstseins, Posen von Koketterie und selbstermächtigende Konsumsprache. Die Feministin Rosalind Gill nennt das Phänomen der Ambivalenz, als Un-Eindeutigkeiten. Ich denke, heutzutage zeigt sich dies als Spiel durchdrungen von Elitekonzepten und Eliteweiblichkeit, einstudiert, präpotent und a-solidarisch. Alles, was sich dem Starprinzip unterordnet, wird in allen sichtbaren Berufsfeldern vorangetrieben. Die Ebenen des Gemeinschaftlichen werden dadurch verdrängt. Die Schönsten, angeblich Stärksten, sind dann die, die ganz oben sind, das ist Verdrehung von Leistung und Hierarchie. Das haben wir auch ganz stark im Mainstream des Journalismus. Wo wir so tun, als ob Feminismus nicht mehr notwendig wäre, als ob wir an den Posen erkennen würden, dass wir in der Gleichberechtigung angekommen sind – das ist ein sexy Mythos. Damit werden viele wichtige Aspekte nicht beleuchtet, werden verdrängt und abgewertet. Alle, die nicht schön, schlank, sexy sind, verschwinden von der Bildfläche. Viele feministische Diskurse sind nach vielen Jahren immer noch brandaktuell. Denken wir an die ewig gleichen

Rollenstereotype in den Medien, beispielsweise im Fernsehen bei der vergangenen Bundespräsidentenwahl: Griss wird auf ihr Sakko angesprochen und Hofer auf seine Sprachwahl. Darin zeigt sich die Abwertung von Frauen und eine Verstärkung der Kampfrhetorik bei den Männern. Stereotypisierung wird unentwegt gestaltet und erneuert.

Jella Jost: Ja, Meinung hat man und frau also nicht per se, sie wird medial-elitär, scheinbar-kollektivistisch gebildet, teuer kostümiert und bespielt bis zur völligen Umkehr ihrer Inhalte. Meinung haben also nur diejenigen, die sich Meinung ökonomisch untermauern können. Demzufolge könnte ich doch behaupten, vielfältige Meinung ist heutzutage ein viel wertvolleres Produkt als der Euro, da sie den Euro ja auch merklich beeinflusst? Meinung wurde Ware. Meinung bezahlt. Meinung kauft und Meinung erniedrigt. Meinung zerstört. Meine Meinung dazu lautet also:

«Ich suche eine leistbare 100-m²-Mietwohnung um maximal 500 Meinungen.»

Das ist meine Gratis-Meinung. Heute. Völlig umsonst. Ich sitze in der U-Bahn. Täglich. Dort findet ihr mich. Falls eine Meinung überhaupt etwas wert ist.

Text & Grafik: Jella Jost

ULRIKE WEISH ist Sozialwissenschaftlerin, hat Publizistik, Politikwissenschaft und Geschichte studiert. Seit 1996 Lehrbeauftragte des Instituts für Publizistik und Kommunikationswissenschaften der Universität Wien, war dort von 1996 bis 2000 Frauenbeauftragte. Wissenschaftliche Arbeitsschwerpunkte sind unter anderem Konkurrenz in Kommunikationsberufen.

Weiter organisiert sie antirassistische und antisexistische Aktionen im öffentlichen Raum sowie Performances und deren Medialisierungsprozesse. Sie entwickelt Slogans, Texte, Aktionsformate, und seit 2010 ist sie als Medienaktivistin bei der Plattform 20000frauen, Mitbegründerin der Satire-Zeitung «vor.gestern, über.morgen, heute.morgen». In zahlreiche Auftritten, Vorträgen und Beteiligungen an Podiumsdiskussionen im Rahmen von Enquêtes, medien- und frauenpolitischen Veranstaltungen, im Club 2, in Radio-sendungen auf Ö1 und Alternativmedien wie o-ton.at und Okto TV stellt sie ihr profundes Wissen zur Verfügung.

* Cherchez la Femme ist eine Redensart: Da steckt eine Frau dahinter. Wörtlich: Sucht die Frau.

Die Lochhose

von Brigitte Schmolzmüller

Eine klaffende Wunde im Stoff wie nach einem Fahrradunfall, bei dem das Knie aufgeschürft ist. Es erinnert an Kinder, deren Eltern kein Geld haben und keine Obsorge, die nicht einmal ein Stoffherz auf das Bein nähen. Daneben andere Jeans mit regelmäßig gesetzten Löchern oder ausgefranstem Stoff mit Flickmuster darüber. Die teuersten Hosen sehen am schlimmsten aus. Ein hoher Einsatz für die Herstellung eines Mangels.

Ich frage Freunde und Fremde. Habt ihr die abgeschundenen, schleißigen Hosen weggeworfen, um sie teuer aus dem Müll zu kaufen? Wie passt der feingeschminkte Pagenkopf zu den aufgerissenen und kurzen Hosenbeinen? Die elegante Sprache und das kleine Schwarze zu den Schnürstiefeln?

Zeigt ihr den Widerspruch, indem der Wert der Ware sich erst am Markt realisiert? Verweist ihr auf die Dialektik der Ästhetik, die ihre Negation enthalte? Auf den Supermarkt der Werte, in dem die Beachtung und Achtlosigkeit, das Wertvolle und Wertlose achtlos nebeneinander liegen und die Relativitätskurve nach oben treiben? Ist es das Dao, in dem keines ohne das andere sei und seinen Gegensatz brauche? Ich hebe die Arme, lege die Handflächen verschränkt um den Hinterkopf. Mein Nachbar weist erschrocken auf das Loch in meinem Kaschmirpullover, das sich an den Verbindungsnaht zum Ärmel unter meiner Achsel gebildet hat. Nun zeigt er empört auf eine andere Stelle, die sich hellrot und dick hervorhebt. Ich weiß, sage ich, hatte keine entsprechende Stopfwohle und ich kann nicht nähen. Ich muss einen neuen Pullover kaufen. Nein, denke ich in meinem Zimmer. Ich werde meinen Pullover als neues Produkt einer Idee präsentieren. Die Löcher unter der Achsel.

Meine Achselmode könnte das Achselhaar betonen, sage ich. Meine Freundinnen zetern über das Affenzeitalter. Die Ästhetik der glatten Haut, sagen sie, das Schmeichelhafte. In manchen Ländern rasieren sich die Frauen ganz, schwärmen sie. Ich kämpfe für die Freiheit der Achselhaare, rufe ich wie in der Jugend, als ich für Minderheiten und gegen die Ungerechtigkeit der Lehrer aufstand. Die Freundin hat ihr Affenhaar schon früh ausgezogen, von den Augenbrauen bis zur Zehe. Ich weigere mich, rufe ich, mit heißem Wachs die Ursprünge der Menschheit aus Schenkeln und Waden zu reißen. Rässig, sage ich, und genieße mich wegen des Begriffes. Unappetitlich, sagen die Freundinnen. Früher hat man rasierte Frauen angestarrt, sage ich. Im Bad schaue ich durch die Brille in die Höhle meiner Achsel. Das Dunkel, wohin niemand sehen möchte. Ich sehe die schleifenden Achselhaare und Schamhaare, die um das Dreieck herum hängen. Ich fühle mich hässlich und stutze sie zurecht. Selbst mein Sohn hat sein Brusthaar beseitigt. Nur ein kleines schwarzes Symbol zierte seine Brust.

Schnürbänder schlagen am Boden auf, während der Jeanssaum die Treppe hinabschleift. Der Hosensaum hält sich abgerutscht an der Hüfte, die Hinterbackenfalte öffnet sich. Die meisten Unfälle passieren im Haushalt, sage ich zu ihm. Mama, sagt er, und

seine weißen Haarsträhnen stehen steif. Meine Mutter hat sich toupiert, sage ich, sie hielt sich die Haarbüschel hoch, riss mit dem Kamm gegen den Strich, bis die dünnen Haare zu einem Haufen zusammengeschoben waren. Dieses Gebilde hat sie mit einem atemblockierenden Spray festgehalten. Cool, sagt mein Sohn. Meine Mutter hatte eine braune Perücke auf einem Styroporkopf im Schlafzimmer. Cool, sagt mein Sohn, wie Mozart. Sie hatte dunkelrot nachgezogene schmale Lippen im bleichen Gesicht. Und weiße Stöckelschuhe, und ein gelbes Kostüm mit Pünktchen. Mein Ekel steigert sich. Und wenn sie die Perücke abnahm, mein Sohn grinst. Ein grauer Flaum auf einem kleinen Vogelkopf, sage ich.

Gebiss im Porzellanhäferl

Heute, sage ich, und richte mich auf und erweitere mich zur gesellschaftlichen Sicht, wird alles fest verankert. Die Zähne sind implantiert, die neuen Haarsträhnen an dünne, kurze Fransen geheftet. Bei Oma lag das Gebiss im Porzellanhäferl auf der Kredenz. Lustig, sagt mein Sohn, und schiebt den Kuchen über das Silberringerl seiner Lippe in den Mund. Die Tätowierung am Unterarm verzieht sich bei der Bewegung. Sie ist ein langlebiges Zeichen. Ich bin tolerant, sage ich, und stelle mir vor, wie seine Eigenheit zur menschübergreifenden Norm wird. Die Zufügung von Schmerz ist ein Vergehen gegen das Menschenrecht, sage ich. Ich würde jeden, der mir Nadeln in die Haut jagt, anzeigen. Wie den schönen Chirurgen, der die feine Haut meiner Freundin mit unzähligen Nadeln bearbeitet hat, um ihr Plasma ins Gesicht umzuschichten. Mama, du bist uncool, sagt mein Sohn, der Schmerz ist süß.

Mein Blick haftet an den glänzenden, blond wehenden Haaren und den blau umrahmten Augen, in denen sich das Irisblau weitet. Das Erhebende, das Helle und Reine, denke ich. Mein Haaransatz ist grau und die Fransen stehen neben den Ohren und im Nacken ab. Hast du früher eine Frisur gehabt, fragt die Freundin und dreht den Blick seitwärts. Sie muss noch Fett aus den Schenkeln in die Wange verlegen, damit die Knochen nicht hervorstehen. Der Chirurg will auch noch Hyaluron unter die Schatten der Augen setzen. Eine Massage wäre angenehmer, sagt sie. Das hab ich meiner Scheidung zu verdanken. Teuer?, frage ich. Ich

hab das noch von seinem Konto abgebucht, sagt sie. Das Foto mit ihrem Gesicht leuchtet jetzt im Paarship und entspricht der Wahrheit. Darunter trägt meine Freundin zerrissene Hosen.

Ich kämpfe
für die
Freiheit der
Achselhaare



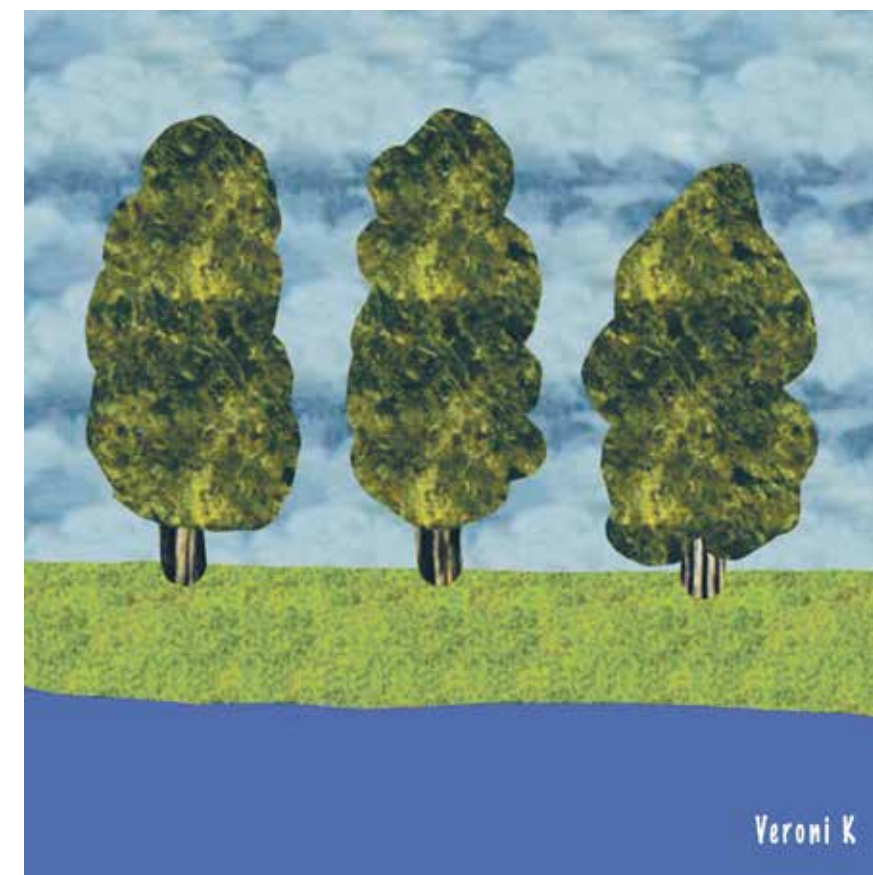
Abendsonne am Meer

Das Meer spiegelt
die untergehende Sonne
bis zum Horizont.

Meine Füße versinken
in dem weichen, nassen
Sand unter mir.

Das Kommen und Gehen
der Wellen zeigt mir
ein Stück Unendlichkeit

Gedicht & Grafik: Veronika Küchler



Zeitgeist

Zurzeit läuft alles verkehrt. Zum Beispiel am Hauptbahnhof haben sich Geschäfte angesiedelt, die hoffen auf Laufkundschaft. Also weder Abreisende noch Flüchtlinge sind das aber. Selbst die Ankommenden haben eher mit ihrem Gepäck zu tun. Eine schlichte Fehlplanung.

Überhaupt haben sich fast alle Geschäfte auf Massenware eingependelt. Von mir weiß ich, dass ich weder Masse bin noch Durchschnitt. Triffst dich vielleicht gut, dass ich kaum ein Geld habe. Also kann mir gar kein solcher Trash, als Ersatz, eingeredet werden. Und wenn ich dann bestellen will, legt sich meine Sachwalterin quer. Sie und alle anderen meinen doch, dass es das auch in Wien gibt. So, so, Weingeist, Terpentinöl, Birkenwasser, Met etc. Die Liste ist lang.

Dabei der Trash, den sie mir besorgt hat? Na ja, die Induktionsplatte hat gerade keine Garantie mehr und den Geist aufgegeben. Der Reiskocher schaffte nicht einmal ein Mal parboiled Reis. Von der einen Pfanne löst sich die Beschichtung, und bei der anderen fehlt noch immer ein Deckel. Mit der neuen Batterie von einem wissenschaftlichen Mini-Rechner war dann auf einmal der Display kaputt. Und bei der Geschichte vom Funkgerät kommen mir die Tränen.

Jämmerlich, auch das Service. Es bewirkt fast immer einen Neukauf.

Ganz einfach deshalb muss sich jetzt eine Gilde finden, die eine lebenswerte Zukunft gestaltet.

Es war ja schon länger so, dass neben der Schulmedizin eine alternative Medizin vielleicht sogar sanfter heilt. Man hat diese Bestrebungen, selbst mit dem Verbrennen der Hexen, nicht abgewürgt. Denn die Schulmedizin lässt zu viele Beschwerden und Gebrechen unbeachtet. Selbst sie sucht Trost bei der Pharmazie.

Diese Gruppen, die eine faire und freundlichere Zukunft anstreben, sind alle sinngemäß im Untergrund. Bzw. die Horden rotten sich jetzt langsam im Internet zusammen. Es gibt auch Leben jenseits der Norm. Dort sogar mehr davon. Weil die Norm interpretiert Liebe als Sex, Kinder als Eigentum und Tiere als Sache.

Schon geschnallt, wie viele Selbsthilfegruppen den Mangel der staatlichen Hilfe aufheben möchten? Es sind mehr als 150. Eine auch für umtrainierte Linkshänder, z. B. Bei mindestens 5 der Gruppen habe ich selbst einen direkten Bezug. Von Tinnitus bis Allergie ist Kontakt vielleicht sogar hilfreich, mir oder/und auch den anderen von dieser Sorte. Info unter www.wig.or.at.

Aber auch Reparieren kommt wieder in Mode. Vielleicht einfach, weil die Neuware so schleißig ist – www.reparaturnetzwerk.at –, da gibt es Adressen für all das, was beim Computer, Audio, Foto, TV und Video, der Wohnung, Gartengeräten oder an dir ein gründliches Service braucht, z. B. Schuhe und Uhren.

Das mit global ist fürchterlich schiefgelaufen. Weder der Überblick noch die Detailsicht sind erfreulich. Aus dieser Richtung stammen doch nur die Chlorhühner und der Genmais. Jetzt soll auch noch das letzte Unterwasserparadies der Fischereilobby geopfert werden. Nein, diese Ignoranz bringt alle und alles nur um und keine lebenswerte Zukunft.

Da gibt es Menschen, die denken, sie seien die Krone der Schöpfung. Nein, die Schöpfung selbst ist größer und nicht annähernd so einfältig wie diese Menschen. Denn neben den selbstgemachten Problemen stöhnt der Planet jetzt auch noch unter den Folgen des platonischen Sonnenjahres. So viel Toleranz ist da aber nicht mehr.

Es ist an der Zeit, sich zu bescheiden. Um der Zukunft eine Chance zu geben. Nicht nur den Enkeln.

Natasha Towin

Österreichs Fußball, der Briten-Austritt und die Wahlanfechtung

Der Dozent traf Groll bei einer British-Petrol-Tankstelle an der äußeren Brünner Straße. Sie saßen auf einer Stufe und erfreuten sich am regen Kundenverkehr.

«Das ist also Ihr neuer Nahversorger», sagte der Dozent und nahm einen Schluck von einem Elektrolyt-Getränk.

«Nach der Schließung des Billa in meinem Grätzl hole ich hier das Nötige für den Tag, außerdem beziehe ich Luft für die Rollstuhlrifen und fahre einmal im Monat durch die Waschstraße zur Lackreinigung und Seelenmassage», sagte Groll und nahm einen tiefen Schluck von seiner Bierflasche.

«Und manchmal, wenn die Nächte nicht zum Schlafen taugen, vergönne ich mir hier eine Leberkässemel und denke an meinen Freund, den Leberkas-Pepi aus Linz», fuhr Groll fort. «Er bietet ungewöhnliche Varianten feil; mit gebackenen Zucchini Blüten, wie sie in Rom auf den Tisch kommen, mit Spinat versetzten Leberkäse nach Lissabonner Art oder Leberkäse à la Hortobágy aus der großen ungarischen Tiefebene. Und ich bewundere das Händchen des Leberkas-Pepi für den Welthandel, denn der Linzer Gastronom eröffnete 2008 einen Leberkäse-Shop nahe dem Hyde Park in London, seit August 2015 gibt es auch einen in der Operngasse zu Wien. London und Wien, nicht erst seit Prinz Eugen und dem Earl of Marlborough, Joseph Haydn

Triumphen an der Themse und Toni Fritschs Wembley-Tor, als Österreich im Jahr 1965 das Team der Briten besiegte.»

Er erinnere sich, sagte der Dozent. «Ein Hammer, Entfernung vierzig Meter, aus vollem Lauf, der legendäre englische Tormann Gordon Banks flog mitsamt dem Ball ins Netz.»

«Gordon Banks hat sogar einmal einen Hund mit einer Parade gefangen», setzte Groll fort. «In einem Spiel von Leicester City.»

«Jenes Team, das heuer britischer Meister geworden ist?», fragte der Dozent.

Groll nickte mit dem Kopf. «Mit Christian Fuchs, dem Kapitän der österreichischen Nationalmannschaft auf der linken Außenbahn.»

«Ach, die Nationalmannschaft. Besser, man schweigt darüber für die nächsten Jahrzehnte.»

«Warum? Grillparzer hätte den Spielern ein Poem gewidmet. «Das ist der Fluch von unserem edlen Team / Auf halben Wegen und zu halber Tat / Mit halben Mitteln zauderhaft zu streben.» Nichts beschrieb den blamablen Auftritt besser.»

«Grillparzer wäre kein Freund des modernen Fußballs gewesen», warf der Dozent ein. Er sei sich dessen nicht so sicher, erwiderte Groll. Immerhin habe Grillparzer auf seiner Donaureise des Jahres 1843 den Erzählungen eines englischen Reisenden mit großer Neugier gelauscht.



Foto: Miso Lwig

If a clod be washed away, Europe ist the less – John Donne (Aus: Meditation XVII. In: Devotions Upon Emergent Occasions, and Several Steps in my Sickness)

284.
FOLGE



HERR GROLL
AUF REISEN

«Wovon sprach der Engländer?»

«Von der Kettenbrücke in Budapest, die damals gerade in Bau war. Errichtet von den Herren Clark & Clark, natürlich Engländern. Damals gab es nur in England Qualitätsstahl.»

«Natürlich.»

«Und er sprach von einem neuen Sport, der sich seit 1841 an Colleges ausbreitete, er sprach vom modernen Fußball. Was heißt sprach? Er schwärmte geradezu. Fußball erfordere Geschick, Mut und Härte.»

«Mit einem Wort: britische Tugenden.»

«Er erwähnte aber auch, dass es damals noch keine einheitlichen Regeln gab», setzte der Dozent fort. «Deshalb konnten die Colleges nicht gegeneinander spielen.»

«Jetzt erst verstehe ich, was Grillparzer am Fußball interessierte!», rief Groll. «In der Monarchie war es zu seinen Lebzeiten ähnlich: keine einheitlichen Regeln, dafür Sumperertum, Feigheit vor dem Tor und weiche Knie. Mit einem Wort: mit halben Mitteln zu halben Zielen mit halben Taten zauderhaft zu streben. Inzucht in kleinen Einheiten, die sich dem Fremden gegenüber abschotteten. Eine Schande.»

«Nationalisten auf dem Weg zu niederen Instinkten und bestialischen Zielen sehen das anders. Sie wollen unter sich sein, um leichter auf Sündenböcke eindreschen zu können. Und die Volksgemeinschaft ist begeistert. Deswegen sind die Nationalisten so erfolgreich.»

«Deswegen fechten sie alle Wahlen an, die sie nicht in Front sehen.»

Der Dozent nahm eine Eintragung in sein Notizbüchlein vor. «Wie geht es Ihrem Freund jetzt in London?»

«Er hat zugesperrt, schon nach einem Jahr. Zu wenig Interesse an europäischem Fleisch.»

«Der Austritt überrascht Sie also nicht.»

Groll schüttelt den Kopf. «Ich habe darauf gewettet. Zwanzig Pfund bei William Hill, dem englischen Wettbüro. Der Gewinn wird demnächst überwiesen. Ich rechne mit dem Abzug von 10 Euro Austrittssteuer, aber das restliche Geld können wir heute noch durchbringen.»

«Was für ein glücklicher Tag», sagte der Dozent. Groll reichte ihm seine Flasche, der Dozent nahm einen Schluck vom Bier.

Erwin Riess

Lobet und preiset den Ventilator

11. 6.

Wie nicht anders zu erwarten, prüft sich die Regierung also nun doch selbst. Egal was nun so gesagt wird über die neue Präsidentin des Rechnungshofes, sie kommt aus der ÖVP. Wenn ich mich nicht irre, ist diese Partei an der Regierung beteiligt. Keine Kontrolle der Opposition zuzulassen, ist meines bescheidenen Wissens eine Kernkompetenz von Diktaturen. Man verzeihe mir den Ausdruck «Kern»-Kompetenz, aber ich möchte nicht wegen eines Kanzlers, der zufällig Kern heißt, meine Rhetorik ändern. Besonders bedauerenswert sind seit seinem Amtsantritt vor allem die Kernphysiker, die sich von nun an speziell vor der Kernspaltung fürchten. Aber wie bereits erwähnt, war ja nichts anderes zu erwarten von dem großartigen Neuanfang der gar nicht mehr so großen Koalition.

12. 6.

Manchmal, wenn mir besonders langweilig ist, lese ich. Auch gerne in Büchern. Mit Seiten zum Umblättern. Ohne Wischen über eine Glasplatte. In manchen dieser Bücher stehen Sachen ... ich kann euch sagen. Ganz besonders hat es mir Samy Molcho angetan. Körpersprache, Mimik und Gestik sind sein Fachgebiet, wie man wissen sollte. Eine Samy-Molcho-App gibt es meines Wissens noch nicht, aber noch kann man seine Werke in Buchhandlungen käuflich erwerben. Und ich bestehe darauf, dass man sie in Buchhandlungen kauft. Immerhin möchte zumindest ich keinesfalls einen Sklaventreiber und geübten Steuervermeider wie Amazon unterstützen. Aber ich schweife wie üblich ab. In Wahrheit hasse ich mich dafür, jetzt so viel über Körpersprache zu wissen. Man sieht seine Umwelt mit völlig anderen Augen, was mich umgehend zum Kern meiner Aussage und dem neuen Kanzler zurückbringt, obwohl der inzwischen auch nicht mehr so neu ist. Ich rufe mir das Gesicht seines Vorgängers in Erinnerung und denke an seinen, immer zu einem leicht arroganten, schiefen Grinsen verzogenen Mund. Dann sehe ich Herrn Kern. Meine heutige Hausaufgabe für die geneigte Leserschaft lautet, wie folgt. Welchen Gesichtsausdruck verwendet der neue Kanzler? Meine subjektive Wahrnehmung informiert mich über ein leicht schiefes Grinsen. Wie hat Opa immer gesagt? Es kommt nix Bessas nach!

14. 6.

Es begegnen mir diverse Fahrzeuge mit rotweißroten Fahnen beflaggt. Eine intensive Überprüfung des Fahrzeuginhaltes ergibt, dass es sich um besonders patriotische Staatsbürger handelt, die ihre Verbundenheit mit unserer Nationalmannschaft demonstrieren wollen. Diese wiederum jagt demnächst in Frankreich hinter einem Ball her, der nach wie vor als «rundes Leder» bezeichnet wird, obwohl es sich dabei eindeutig um runden Kunststoff handelt. Aber egal. Es werden wieder

Phrasen gedroschen werden, die niemandem etwas getan haben. Wir werden von Experten wie «den» Herbert Prohaska mit «den» Dativ beworfen werden, und am Schluss wird sicher immer jemand anderer an allem schuld sein.

16. 6.

«ehemrmt,tol» Agent 00-Mucki ist wieder einmal in geheimer Mission unterwegs. Ein Sack hat seine erhöhte Aufmerksamkeit erregt. Also nicht ich, sondern ein Einkaufssack. Eine Tragtasche aus garantiert biologischer Freilandhaltung, oder so ähnlich. Während ich dringend einem menschlichen Bedürfnis Abbitte leistete, erkundet er den Inhalt dieses Sackes, der ihm äußerst suspekt erscheint. Er macht eine Entwicklung zum Spürkater durch. Er kniet sich voll rein, wie es unsere deutschen Freunde formulieren würden. Mich jedenfalls begrüßt eine freundlich wedelnde Einkaufstasche, die auch noch verdächtig raschelt. Nach einer kurzen Rundreise darin kommt ein unversehrter, aber verschärft euphorischer Kater zum Vorschein. Er durfte das für ihn gedachte Futter entdeckt haben. Das ich ihm jetzt nicht länger vorenthalten mag.

17. 6.

Dass die USA vielerlei Probleme beherbergen, setze ich als bekannt voraus. Dass der Donald, der sich für das Präsidentenamt bewirbt, Belgien als schöne Stadt bezeichnet, macht mir deshalb Angst, weil ein gewisser George W. Bush im Rahmen des Krieges in Jugoslawien kundtat, dass er sich nicht auch noch um die Probleme Afrikas kümmern könne. Jetzt kann man sagen, dass mir das egal sein sollte, ist es aber nicht. Denn warum schreien alle nach adäquater Bildung, wo doch ein in gewisser Weise «dummes» Volk viel leichter zu regieren ist?

18. 6.

In meiner Kemenate wird es heiß. Obwohl Kemenate nicht der richtige Ausdruck ist, aber es wird trotzdem heiß. Eine gut isolierte Fassade birgt die Gefahr in sich, die einmal eingedrungene Hitze nicht wieder so schnell entweichen zu lassen. Darum lobet und preiset den Ventilator, der zumindest ein wenig cooler ist als ich. Transpiro ergo sum, oder so ähnlich, würde der Lateiner behaupten.

22. 6.

Unsere Ballartisten sind bei der EM in der Vorrunde ausgeschieden. So weit, so unangenehm. Mein einziger Kommentar dazu kommt in Form einer Frage daher: «Es sind alle 3 Teilnehmer, die aus unserer Quali-Gruppe zum Turnier kamen, nach der Vorrunde ausgeschieden, was sagt uns das?» Und warum soll ich das schlimm finden?

Gottfried



GOTTFRIEDS
TAGEBUCH

Bücher. Mit
Seiten zum
Umblättern



